

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 22.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 16. November 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Die Wie von Laguna.

Von Helene Pichler.

(Schluß.)

Ser Steuermann der Loreley war sicher ein tüchtiger, gewissenhafter Seemann, der bis auf's Neuerste die Befehle seines Kapitäns beachtete. Heute aber nahm er es mit dem Gehorsam nicht ganz genau. Nicht nur die nächste, sondern auch die folgende, ja die dritte Ballast-Ladung ging an Land — und das schöne Indianermädchen saß noch immer auf der Bank neben dem Großmast, wo auch der Steuermann seinen Posten hatte, um seine Schiffssarbeiter und den Fortgang ihrer Arbeit zu beaufsichtigen. Seine Aufmerksamkeit war diesem Umstände gemäß sehr getheilt.

„Kerle Ihr! Könnt Ihr nicht vorsichtig sein? Soll der Ballast bis zum jüngsten Tage im Raum bleiben und das ganze Schiff in Stücke gehen?“ rief er in den Schiffstraum hinab, als ein sandgefüllter Korb, der schlecht aufgeholt wurde, so heftig gegen die Holzverkleidung der Luke stieß, daß das Schiff zitterte und der Korb von dem Haken der Winde sich losmachte und wieder in die Tiefe sauste. Gleich darauf fuhr der Steuermann fort, durch Worte und Zeichen mit seinem fremdartigen Besuchre sich zu unterhalten.

„Warum stehst Du so schlecht mit Deinem Vater, wenn's nicht um einen Liebsten ist? — — Hahaha, da gudst Du mich ja schrecklich böse an! — — Einen Liebsten hast Du also nicht? — Willst auch keinen? — — He, das Boot ist erst halb voll! Wollt Ihr Gefindel am frühen Morgen schon Feierabend machen? Fir, noch vier Störbe hinein, ehe Ihr abstoßt. — — So, eine Mutter hast Du hübsches Kind auch? Um der Mutter Willen ist der Vater ganz wild? — Na, na, weine nur nicht! Balde auch Deine Händchen nicht! Sonst meinen die Leute am Ende, Du wärest die water-witch.“

Bei den letzten Worten des Steuermannes fuhr die junge Indianerin auf, als sei ihr eine furchtbare Beleidigung angethan, oder auch sie sei von einer großen Angst besessen. Kein Schmeicheln des Steuermannes hielt sie mehr fest, ja sie nahm sogar den Schiffszwieback nicht an, den der Steward ihr präsentieren mußte und den die mexicanischen Indianer leidenschaftlich lieben. — Auf ihrem Gesicht, in ihrem ganzen Benehmen prägte sich nur das eine Verlangen aus, fort, so rasch wie möglich fort.

In weniger denn drei Minuten war sie drunter in dem Sandboot, das eben abstoßen wollte.

„O, über dies vertragte Unding, die water-witch! Grauhaarige Männer bringt sie um den Verstand und junge Weiber laufen vor dem bloßen Namen davon. Hätte die hübsche Juana für klüger gehalten!“ Dies murmelte der Steuermann, indem er dem absfahrenden Boote nachschauten.

Die hübsche Juana und ihr Zerwürfniß mit dem Vater bildete auch den Gesprächsgegenstand zwischen dem deutschen Kapitän und Jose Maria, dem Lotsen, während der ersten Stunde der Lagunenfahrt.

Der alte Indianer führte das Steuer seines Fahrzeugs und hatte auf jeden Windhauch, der die Segel blähte, auf jede Welle und jede Bewegung seines Schiffes sorgsam acht. Sein Passagier, der deutsche Kapitän, hatte es sich so bequem gemacht, wie es bei der primitiven Ausstattung des Leichters irgend gehen wollte. Ein Pack Segeltuch, über den eine Matte gelegt war, diente ihm als Sit, über seinem Haupte hatten die drei anderen Rothhäute, die die Schiffsmannschaft vorstellten, ein Stückchen von einer alten Decke ausgebrettet und so befestigt, daß die immer schärfer werdenden Sonnenpfeile ihn nicht direct treffen konnten.

Der Kapitän hatte sofort das Gespräch auf die Tochter des Lotsen gebracht, und der Indianer erwiderte:

„Juana verlangte, daß Boot mit Jose Maria, ihrem Vater, und dem deutschen Schiffsherrn nach dem trüben

Flusse abfahren zu sehen. Die Tochter ist störrisch und wild. Sie achtete nicht den Willen des Vaters, der da sagte: „das junge Weib gehört in's Haus und an den Herd, daß es der Speise und des Getränkes Acht habe, die den Mann erquiden sollen, wenn er des Tages Arbeit vollendet hat.“ Juana verließ die Hütte und den Herd, um den deutschen Seefahrer zu sehen. Und da sie ihn gesehen hatte, weigerte sie sich, an Land zurückzufahren, wie es dem Weibe geziemt.“

„Wie könnet Ihr aber das Mädchen zwingen wollen, über Bord zu springen?“ fragte der Deutsche.

Bei dieser Frage sah er zum ersten Male den Indianer lächeln. Jose Maria erwiderte:

„Juana ist leicht wie der fliegende Fisch, sie schwimmt und taucht besser als die Schildkröte. Aber Juana ist störrisch, sie will nicht schwimmen, wenn ich, Jose Maria, der Vater, es befehle; aber sie würde schwimmen über die Laguna, um zu der alten Frau zu kommen, wenn ich, der Vater, sie nicht an die Hütte und den Herd fesselte.“

„Wer ist die alte Frau?“ fragte der Kapitän weiter.

Über des Indianers Gesicht zuckte es zornig und schmerzlich zugleich.

„Die alte Frau war einst das Weib Jose Maria's, die Mutter seiner Kinder“, — der Kapitän ließ ein



Der Zukunfts-Husar. Von P. Rauen. — Siehe Seite 176.

schwaches Pfeifen hören, wie es wohl Menschen thun, in deren Gehirn plötzlich eine Erkenntniß aufdämmert; Jose Maria fuhr fort: „sie war ein gutes Weib, bis eines Tages die Speise fehlte in der Hütte. Da nahm sie die herrlich geschmückte Decke, die ich, Jose Maria, nur trug an geweihten Tagen zu Ehren der göttlichen Jungfrau und der Heiligen. Das Weib nahm die Decke, — Herr, es war eine kostliche Decke mit Seide und Muscheln verziert, — und verkaufte sie an einen fremden Mann, der im Lande umherzog, in den Wäldern jagte und allerlei Gethier sammelte. Von dem Gelde kaufte das Weib schmackhe Speise. Als aber ich, der Mann, fragte: „Weib, wo ist meine gute Decke?“ da war die Decke verlaufen. Und es gab einen großen Zorn, und ich schlug das Weib. Da verließ sie die Hütte und lehrte nicht mehr zu dem Herde zurück. Und die Kinder weinten, und Juana, die Tochter, lachte nicht mehr seit dem Tage. Ich aber werde die Tochter festhalten, daß sie nicht hingehet, wo die alte Frau ist.“

Das Gespräch stockte. Der Lotse hatte mit seinem Schiffe zu thun, da der laue Südostwind sich völlig gelegt hatte und eine graue Dunstmasse am nördlichen Horizonte darauf schließen ließ, daß der Wind aus Norden hervorbrechen werde. Der Kapitän beobachtete ebenfalls die Dunstmasse und sagte: „Da könnte der erste Norder durchkommen.“ Er meinte damit jenen kräftigen, von den Seefahrern dieser Gegend gefürchteten Nordwind, der während der Winterzeit vom October bis März alle sieben Tage plötzlich losbricht und oft mit unheimlicher Stärke weht; die Loreley lag Anfang September in Laguna, sodass der Kapitän sich vor dem regelmäßigen Eintritt der Norder auf der Rückreise zu befinden hoffte. Immerhin konnten die Norder ausnahmsweise einmal früher eintreten, die Bemerkung war also wohl begründet. Jose Maria schüttelte aber den Kopf und murmelte: „Die water-witch! die water-witch!“

Der Kapitän vergegenwärtigte sich in Gedanken die Lage seiner geliebten Loreley. Er erinnerte sich, daß alle Vorsichtsmaßregeln für die Sicherheit des Schiffes beobachtet waren: alle drei Anker waren ausgelegt worden, um genügend Halt zu schaffen, und mehrere Hundert Fuß der mächtigen Ankerketten hatte man über Bord gebracht, um dem Schiffe bei plötzlichem Sturme und hohem Seegange trotz der Ankerbefestigung Bewegung genug zu lassen, daß es nicht an dem steinigten Grunde oder gar an dem Küstenhaume selber durch Stoßen und Schlagen sich beschädigen könnte. Es war Alles geschehen; er konnte ruhig sein.

So kam der Mittag heran. Heiß brannte die Sonne. Man hätte glauben können, daß man auf dem hohen Meere sich befindet, so einsam, so weltverlassen schwamm das Schiffchen auf dem glatten Wasser der Laguna. Nirgends eine Spur von Land, kein einziges Lebewesen außer einem Schwarm Mosquitos, der hartnäckig zwischen dem Tau- und Segelwerk auf- und niedertanzte.

Ganz fern am Horizonte tauchte die Spitze eines Mastes auf, um nach wenigen Augenblicken wieder zu verschwinden. Die indianische Besatzung des Leichters saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bordtheile des Schiffes bei der Mittagsmahlzeit, Früchte, Eier und ein Stück gedörrtes Schweinefleisch.

Einige Stunden später, als die Sonne den Höhepunkt überschritten hatte, kam am südwestlichen Horizonte eine dunkle Linie herausgerückt; sie grenzte sich scharf ab von dem stahlfarbigen Glanze des Himmels, wie von der flimmernden Wasseroberfläche.

Das war die Küste des Festlandes von Mexico. Je mehr die Sonne ihrem Niedergange sich näherte, desto deutlicher trat das Land hervor. Und als die Purpurgluthen des Abends die Landschaft überstrahlten, da lag die Küste mit ihren dunklen, hochragenden Urwäldern vor ihnen.

Der berausende Duft der Erde, der nach dem Sinken der Tageshitze sich entwidelt, drang weit über die Laguna, ein geheimnisvolles Murmeln und Rauschen schien der tropischen Wildnis zu entsteigen, und ein seltsames Flimmern und Flirren der Atmosphäre deutete auf eine hohe elektrische Spannung zwischen Luft und Erde, wie sie in Tropengegenden häufig kommt.

Nur der Mensch schien zu fehlen in dieser weltverlorenen Erden-Einsamkeit, der Mensch mit seinem Geräusch, mit seinen lauten Arbeiten und seinen geheimen Sorgen.

Doch nein, — da wälzte ja, breit, langsam und mächtig ein großer Fluß seine Wogen zwischen den jungfräulichen Urwäldern hervor; an seiner Mündung zur rechten Seite trat der Wald etwas zurück und von dieser Lichtung aus ging ein Holzgerüst, aus unbehäuten Baumstämmen eng zusammengefügt, um einige hundert Fuß weit in's Wasser hinein: die Landungsbrücke am trüben Flusse. Auch auf der Lichtung selbst sah man Spuren von des Menschen energischem Thätigkeitsdrange.

Dicht am Ufer lagerten mächtige Stöße Bälken und Stämme, zum Theil halb in's Wasser gehoben und mit Tauen und sonstigem biegsamen Material zu Flößen verbunden. Einzelne Baumstümpfe ragten noch aus dem Boden auf, von Schlingpflanzen überwuchert, aus deren Blüthen ein betäubender Duft stieg. Weiter zurück am Waldbestande standen ein Dutzend Bambushütten und ein etwas besser gebautes, ebenfalls hölzernes Gebäude. Und daß auch der Mensch selber nicht fehle, so sah man einen Trupp Indianer, die eben eine gewaltige Säge in Ruhe setzten und sich anschickten, ihr Handwerkszeug und ihre Oberkleider, die am Boden lagen, aufzunehmen, um des Tages Arbeit zu beschließen.

Das war der „Rancho“ am trüben Flusse. Die Indianer hatten jedenfalls das Boot herankommen sehen. Sie drängten nach der Landungsbrücke, um ihre Hülse beim Landen anzubieten, oder auch, um ihre Neugierde zu befriedigen und dabei vielleicht einen „due“ (Zoll, hier so viel wie Trinkgeld) zu erhaschen. Bald war der Leichter mit einem tüchtigen Tau um einen der zunächst des Ufers stehenden Baumstümpfe festgelegt; der deutsche Kapitän betrat den Boden.

Nach Landessitte reichte er jedem der Eingeborenen erst die Hand zum Gruße, ehe er seine Schritte nach dem größten Gebäude lenkte, wo er den Herrn des Playas zu finden hoffte.

Die Arbeiter suchten indeß ihre Hütten auf. Jose Maria, der Lotse, war am Bord seines Fahrzeuges geblieben. Seine Mannschaft hatte sich bereits zur Ruhe begeben, aber er selber zündete sich noch eine von den Cigarren an, die er von dem deutschen Kapitän geschenkt erhalten hatte, und streckte sich dann auf einer Bank aus. Der geheimnisvolle Zauber einer Tropennacht spann sich über die ganze Natur. Drüber am Saum des tiefschwarzen Urwaldes glühten tausend Fünfchen auf, riesige Leuchtäser, die hin und her schwieben.

Das Wasser der Laguna glühte leise, als plauderten die Wassergeister im Schlaf.

„O, warum verließ die alte Frau meine Hütte und meinen Herd,“ seufzte der alte Indianer, der in dem tiefen Gottesfrieden der Natur von der Sehnsucht nach der verstoßenen Lebensgefährtin überfallen wurde; die Gedanken des Alten wühlten in der Vergangenheit und gipfelten endlich in dem halblauten Bekennisse: „Die kostliche Decke verziert mit Seide und Muscheln war nicht werth des guten Weibes, das aus meinem Hause ging.“

Bald darauf suchte auch der Lotse, von ungeheuren Schwärmen Mosquitos geplagt, seinen nächtlichen Unterschlupf.

Viell glatter und einfacher, als der Kapitän zu hoffen gewagt, widelte sich am anderen Morgen das Geschäft ab. Der Herr des „Ranchos“, ein spanischer Vollblut-Creole, hatte zwar am Abend vorher den deutschen Seemann mit aller zuvor kommenden Grandezza empfangen, welche der Spanier auch in Central-Amerika nicht verleugnet, zugleich aber erklärte er mit ungeheurem Bedauern, der ganze Rancho stehe zwar dem deutschen Herrn zur Verfügung, aber es sei leider nicht das kleinste Stück Mahagoniholz darauf zu finden.

Am Morgen nun machten die beiden Herren einen Rundgang über den „Rancho“. Allenthalben befanden sich die Arbeiter in voller Thätigkeit. Hier wurden mächtige Stämme zerstört, dort solche von der Kindheit befreit. Dicht am Wasser war ein halbes Dutzend Männer beschäftigt, von fertigen Bälken ein Floß zu bauen. Einige tausend Schritte den Fluß aufwärts herrschte auch regstes Leben, weil dort soeben ein Zug Holzflößer aus dem Innern des Landes angelangt war und eine Ruhewaage machte, bevor die Meise über die Laguna nach der Insel Carmen fortgesetzt wurde.

Auf des Kapitäns Wunsch erkundigte sich der Creole bei dem Führer des Juges nach Ort und Bestimmung der Holzflöze; und zu des Deutschen großer Verzagung kam das Ergebniß zu Tage, daß unter den mächtigen Borräthen eine Ladung Gelbholz für ein außerhalb der Barre von Laguna ankerndes Schiff, daß dabei aber auch einige Tausend Quintal „freies“, das heißt noch nicht verkauftes Mahagoniholz vorhanden seien.

Nachdem der vorsichtige Deutsche sich von der Güte des Holzes überzeugt hatte, kam durch Vermittelung des Creolen der Handelsvertrag schnell zu Stande.

Die Sache wurde derartig betrieben, daß zunächst der Creole 4000 Quintal Mahagoni kaufte, unter der Bedingung, daß die Flößer das Holz in fürzester Frist an Seite der im Hafen von Laguna ankernden Loreley zu schaffen hätten. Der Deutsche kaufte dann wieder seine Ladung von dem Creolen.

Die Sonne stand noch nicht im Zenith, als der Kapitän, der die mit vielen hochtrabenden Redensarten vorgebrachte Einladung zum Mittagessen abgelehnt hatte, von dem creolischen Kaufmann Abschied nahm und sich wieder an Bord des Leichters begab, um die Rückfahrt anzutreten.

Schon während der Nacht unter dem gastfreundlichen Dache am Rande des Urwaldes hatte der deutsche Seemann sich einer starken Unruhe nicht erwehren können. Der Morgen mit seinen laufmännischen Verhandlungen hatte dieselbe zwar verscheucht, doch nachdem das Geschäft zur Zufriedenheit erledigt war, lehrte sie in doppeltem Maße zurück. Diese Unruhe entsprang den gestern wahrgenommenen Anzeichen von einer Aenderung des Wetters und der daraus entstehenden Sorge um das Schiff.

„Jose, nun sezt so viel Tuch wie Euer Fahrzeug tragen kann,“ rief der Kapitän.

Jose Maria lächelte schwerfällig und erwiderte: „Herr, das Weib war doch mehr werth, als die Decke; wenn der gerechte Gott zürnt, weil ich das gute Weib schlug, dann wird die water-witch den großen Wind bringen, und wir werden in der Fere der Wasser schwieben, so lange es dem gerechten Gott gefällt.“

„Ach was! Ein Kerl wie Ihr fürchtet sich doch nicht vor einem Kobold? Nebrigens kommt Ihr ja morgen die flüchtige Donna an Euren Herd zurück holen.“

„Ja, Herr, so würde ich thun. Doch wo ist das gute Weib? Sie hält sich verborgen. Niemand weiß sie zu finden, außer Juana, die Tochter.“

„Gut, so schicke Deine Tochter hin, daß sie die Mutter zurückholt.“

Der alte Indianer ließ einen Seufzer hören, der von seiner Hoffnungslosigkeit Zeugniß gab. Der Kapitän fuhr halb ärgerlich fort: „Nun aber las mich mit Deinen Weibergeschichten in Ruhe. Achte lieber auf das Schiff! Das große Segel muß noch etwas gereift werden; siehst Du nicht, daß wir mehr Wind kriegen werden, als uns vielleicht lieb ist?“

In seiner gemessenen, etwas schwärfälligen Art kam Jose Maria diesem Befehle nach. Der Himmel hatte inzwischen sein herrliches Blau verloren und eine graue flimmernde Farbe angenommen, deren herber Glanz dem Auge wehe that. Die weit in die Laguna reichende Strömung des Flusses führte zunächst den Leichter einige Meilen weit nordwärts, ohne daß er viel Wind zum Fortkommen gebraucht hätte. Bald aber begann der Wind unruhig hin und her zu springen, sodaß die Mannschaft fortwährend die Segel bald nach der einen Seite, bald nach der anderen setzen mußten. Durch den unsteten Wind kam auch das Wasser in ungleiche Bewegung, es entstand eine unruhige, oder, wie die Schiffer sagen, „traurige“ See, die das Schiffchen hin und herwarf und das Fortkommen sehr erschwerte.

Der Lotse machte den Vorschlag, in einer möglichst geschützten Lage vor Anker zu gehen, oder aber — und das kam sehr zaghaft heraus — das Schiff zu wenden und nach dem Anlegeplatz des „Rancho“ zurückzulehren, um dort in aller Ruhe das hereinbrechende Wetter verauschten zu lassen. Bei diesem Vorschlage deutete der Indianer vorsichtig an, daß die Herrlichkeit der water-witch nunmehr beginne und jeder vernünftige Schiffer gut thäte, sich darnach zu richten.

Da kam er aber bei dem deutschen Kapitän schön an! „Seid Ihr ein Mann, Jose Maria, oder ein altes Weib, das den Kopf unter die Decke steckt, wenn's Nachts ein wenig braust? Ich glaube, die gute Donna Carmen, Eure entflohenen Gemahlin, würde sich an Eurer Stelle tapferer benehmen. Vorwärts! Überlaß mir die Führung des Leichters! Meint Ihr denn, es sei gleichgültig, wie die Loreley das Wetter bestellt? Zwar sehe ich die Tücken und Launen Eures vertrackten Klimas und dieser verwünschten Laguna de Terminos nicht ganz genau, aber so viel weiß ich doch, daß mit energischem Willen der Leichter trotz Eurer albernen water-witch in den Hafen von Laguna zu bringen ist, ehe die Nacht hereinbricht.“

Ohne ein Wort zu erwidern, verließ der Lotse seinen Posten am Steuer. Sein ernsthafte Gesicht zeigte deutlich den Ausdruck eines tiefs Beleidigten. Auf einem Holzbloc neben dem Mast stehend, schien er sich gar nicht mehr um das Schicksal seines Schiffes zu kümmern. Er starrte in die auf- und abtanzenden Wellen, oder auch in die schwer und schwerer sich zusammendrängenden Wellen.

Kapitän Eberhard nahm indes den Kampf mit Wind und Wellen auf. Nach seiner Meinung mußte ein theoretisch wie praktisch gebildeter Seemann in jeder Lage und in jedem Wetter, an jedem Orte das Rechte zu thun wissen.

Und er hatte Recht. Zwar bäumte sich das leichte Schiff unter dem Drucke, den es durch die Segel und den Seegang erleiden mußte, als es gezwungen wurde, trotz des wachsenden Windes vorwärts zu streben; aber dieser Zwang war nicht stärker, als die Bauart des Schiffes gerade aushielte. Der Seemann hatte mit weiser Berechnung die Stärke des Schiffes mit der Kraft des Luft- und Wasserdruckes im Einklang gebracht. So hatte der Deutsche wohl bemerkt, daß der zuerst aus Südost wehende Wind mehr und mehr nach Ost und Nordost herumdrehte. Es stand für ihn daher

außer Zweifel, daß ein richtiger „Norder“ im Anzuge sei; und da der „Norder“ um einen vollen Monat zu früh einsehete, so mußte er durch außergewöhnliche klimatische und atmosphärische Verhältnisse veranlaßt sein, aller Berechnung nach mußte er daher auch ungewöhnlich stark austreten. Immerhin hoffte der Kapitän unter äußerster Ausnutzung der Segelfähigkeit des Schiffes noch vor dem völligen Ausbruch des „Norders“ den Hafen und damit seine Loreley zu erreichen, um dererwillen er die ganze gefährliche Fahrt wagte.

Durch geschicktes Manövriren gewann der Leichter eine Meile um die andere. Stunde um Stunde verström. Die abendlichen Schatten schienen vor der Zeit sich herabzusenken, fahle Dämmerung lagerte über der Lagune und umhüllte ringsum den Horizont. Gestiger brauste der nun voll aus Norden wehende Wind heran. Ein jurchtbarenes Getöse erfüllte die Luft. Der Leichter arbeitete so entsetzlich, daß die drei Männer der Besatzung zu Jose Maria traten und ihn um der Mutter Gottes und aller Heiligen willen beschworen, den Fremdling von dem Steuer wegzuzagen und selber das Schiff in Sicherheit zu bringen.

Jose Maria hörte wohl kaum, was seine Genossen erschreckten, denn er schaute, ohne etwas zu erwidern wie geistesabwesend in den steigenden Aufruhr der Natur.

Da zuckte ein greller Blitz hernieder, der für einen Moment auf Meilen weit den Horizont erhellt. Ein mächtiger Donnerschlag folgte. Zugleich stürzte eine unendliche Fluth warmen Regens herab.

Nur den tausendsten Theil einer Secunde wähnte der Blitz; aber dennoch sah Kapitän Eberhard in dem grellen Lichte die Küste der Insel Carmen, die Stadt Laguna, den Hafen und unter den dort liegenden Schiffen in voller Klarheit die Loreley auftauchen. Er erkannte ihre Mastspitze und an der Stellung der Mastspitzen, daß die Loreley noch in durchaus sicherer Lage sich befand. Bis jetzt also hatte der „Norder“ ihr nichts anhaben können. Um ferneres Unheil zu verhüten, war ja der Kapitän jetzt in der Nähe.

Er würde, er mußte sein Schiff bald erreichen. In dieser Gewissheit stieß der deutsche Seemann einen Freudensaut aus, der aber im Getöse des Windes von Niemandem gehört wurde.

Wohl aber hörte man einen anderen Schrei. Den furchtbar durchdringenden Ruf: „— water-witch! water-witch!“

Jose Maria, der Lotse, hatte ihn ausgestoßen. Der alte Mann stand hochaufgerichtet inmitten des Fahrzeugs. Bei dem rasch darauf folgenden zweiten Blitz sah der Deutsche den Indianer gleich einer Statue stehen, mit ausgestreckten Armen vornans in die brandenden Wogen weisend. Der dritte Blitz enthielt dem deutschen Seemann die Ursache von des Indianers Schreden.

Im wilden Wellengetümmel tauchte ein Körper auf und nieder. Ein Körper? Nein, ein Kopf! Ein Gesicht, todtenzahl, von schwarzen Haaren umrahmt. Jetzt kam auch eine Hand, ein Arm zum Vorschein. Der Arm machte starke Bewegungen des Widerstandes. Nun sank das Gesicht unter, der Arm verschwand. Dann kam er wieder empor. Es waren jetzt zwei Hände, die krampfhaft mit den Wellen rangen.

„Ein Mensch! Ein Mensch! Wir müssen ihm zu Hilfe!“ rief der Kapitän mit so mächtiger Stimme, daß die Indianer aus ihrer Leblosigkeit aufgeschreckt wurden. Statt daß sie aber dem Rufe Folge leistend sich zur Hülfe angejagt hätten, waren sie sich auf die Knie niedergesunken und beteten zum Himmel und beschworen den Kapitän, die Augen zu schließen, daß der „Nord“ sie nicht blende.

„Memmen seid Ihr! Unholde aber keine Menschen!“ schrie der Kapitän, der trotz seiner Bildung und Aufklärung sich eines geheimen Grauens nicht erwehren konnte, weil hier der Überglauke halbwilder Menschen, durch eine Thatsache verwirkt, als etwas Wahrhaftiges erschien.

Sehr rasch aber wurde er des Grauens Herr. Das Gesicht war in den Wellen wieder emporgelommen. Zu dem Gesicht gehörten nicht nur die Hände und die Arme, sondern ein ganzer Körper, das erkannte der Deutsche ganz deutlich. Offenbar rang da ein Verunglückter mit dem Tode; der Kapitän meinte sogar, es sei ein Weib. Sofort hatte er nur den einen Gedanken: Helfen! Retten!

Um das zu erreichen, suchte er den Leichter in die Nähe des Verunglücks zu bringen. Durch Willenskraft und Energie zwang er seine Indianer zur Beihilfe, und so dauerte es nur wenige Minuten, da wurde eine Boje (ein Korkring) ausgeworfen, die an einer dünnen Leine befestigt war, wie sie zur Rettung der auf See Verunglückten angewandt wird.

Das hätte aber dennoch nicht zu dem erstrebten Zweck geführt, weil die ertrinkende Frau offenbar schon zu schwach geworden war, um die Boje zu ergreifen und festzuhalten, wenn nicht in diesem Augenblicke ein leichtes Ruderboot in Sicht gekommen wäre, das trotz

des Windes und des Seeganges tapfer und unverzagt der Unglücklichen sich zu nähern suchte.

Mit Stämmen erkannte der Kapitän das Rettungsboot seiner Loreley.

„Steuermann, seid Ihr's?“ schrie er durch das Windesbrausen dem Boote zu.

„Ja, Kapitän! Wir sind's! Und wir freien das arme Geschöpf auch.“ antwortete der Steuermann aus dem Boote.

„Wie steht's mit der Loreley?“ fragte der Kapitän athemlos weiter.

„Gut! Sie tanzt wie eine flotte Dirne, weiß sich aber von der Küste frei zu halten.“

So war der Kapitän um das ihm anvertraute Schiff beruhigt, er konnte um so besser das Rettungswerk unterstützen.

Den Anstrengungen beider Fahrzeuge gelang es endlich, den treibenden Frauenkörper aufzufischen und in das Boot, von da aber auf den Leichter zu bringen. Da lag sie nun ausgestreckt.

Der Kapitän und der Steuermann sahen sich bestossen an; auf den nassen Planken lag vor ihnen mit geschlossenen Augen und straff hängenden Haaren Juana, die Tochter des Lotsen.

Während der Steuermann sofort Belebungsversuche mit der scheinbar Ertrunkenen anstellte, ging der Kapitän zu dem Lotsen, der immer seinen Stammesgenossen wieder auf den Knien lag und um Erlösung aus der Gewalt der water-witch betete; er faßte ihn energisch bei der Schulter und fragte:

„Jose Maria, wir haben Eure water-witch, kommt und seht sie.“

Der gläserne Blick des alten Mannes richtete sich auf Juana, die unter des Steuermanns Bemühungen eben die Augen aufschlug. Jose Maria sank mit einem dumpfen Schrei neben seiner Tochter zu Boden; ihm schien erst jetzt die schreckliche Gefahr und der ihm drohende Verlust seines Kindes klar zu werden.

Er legte den Kopf auf des Mädchens Hände und schluchzte dumpf. Juana hatte sich aufgerichtet, strich die nassen Haare aus der Stirne und sprach murmelnd und tonlos vor sich hin.

„Fahrt Euch, Lotse!“ sagte der Kapitän, „hört Ihr nicht? das Kind redet! Es wollte zu seiner Mutter und scheute darum weder die hereinbrechende Nacht, noch das Gewitter und die brandende See.“

Dem Alten wollte aber das Verständniß für das Geschehene nur schwer aufgehen. Er schüttelte immer wieder den Kopf, streichelte dann die kalten Hände Juana's und flüsterte dann und wann ein paar Worte.

Durch den Steuermann war inzwischen so viel zur Erwärmung und Erquickung Juana's herbeigeschafft, wie auf dem dürrtig ausgerüsteten Leichter nur zu finden war. Er suchte Alles selbst zusammen und trug es herbei, denn die indianische Besatzung stand noch immer scheu und ratlos bei Seite; vielleicht meinten die brauen Männer gar, das tapfere Mädchen sei wohl wirklich die Tochter ihres Genossen, aber zugleich auch eine wirkliche Hexe; ihnen war der ganze Vorgang noch unbegreiflich.

Das merkte der Kapitän. Sobald daher das Mädchen sich einigermaßen erholt hatte, erzwang er durch freundliches Zureden völlige Aufklärung.

Da kam es denn zu Tage, wie die Aufregung über die Erscheinung der water-witch in Laguna entstehen konnte. Seit zehn Tagen hatte Juana an jedem Abende bei Einbruch der Dunkelheit die schmalste Stelle der Laguneinfahrt durchschwommen, um ihre geflüchtete Mutter, die bei armen Indianern auf dem Festlande Zuflucht gefunden hatte, zu besuchen. In der Stunde vor Aufgang der Sonne lehrte sie auf demselben Wege zurück. Dort in der kleinen Bucht, wo die Schiffe ihren Ballast ausschütten lassen, kam sie gewöhnlich wieder an Land, und dort mußte sie auch gejehnt worden sein, weil sich das Gericht verbreitete, in der Bucht wohne der „Nord“. Gestern nun wollte Juana den Vater bis zur Loreley begleiten, um sich mit eigenen Augen von seiner Absfahrt nach dem „Rancho“ zu überzeugen. Vermuthlich dauerte die Abwesenheit des Vaters mehrere Tage, und diese wollte das Mädchen bei der Mutter zu bringen. Während der Rückkehr, die sie diesmal in der Abendstunde unternahm, wurde sie von dem Gewitter und dem „Norder“ überrascht. Sie hatte furchtbar gesämpft, und die Kräfte verliehen sie gänzlich, so daß sie den Tod vor Augen sah; da kam die Hülfe durch den großen Vaters Segelboot.

Der Leichter hatte unterdessen den Hafen erreicht und mit Hülfe der deutschen Matrosen in der Nähe der Loreley Anker ausgeworfen. Als der Wind etwas schwächer wurde, ließ sich der Kapitän von dem Steuermann nach der Loreley übersezten. Sie nahmen auch den Lotsen und seine Tochter mit, die beide die Nacht über an Bord der Loreley zu bringen sollten. Das Mädchen, damit sie sich völlig erholt und Jose Maria, „daß er die water-witch gründlich kennen lerne“, wie der Kapitän sagte,

Der Steuermann sorgte für die nötige Bequemlichkeit der beiden. Dann ließ man Vater und Tochter allein.

„Nun,“ fragte lachend am anderen Morgen der Kapitän, der sich anschickte an Land zu gehen, um seinem mexicanischen Handelsfreunde das Ergebniß der Laguneinfahrt mitzuteilen. „Nun, Jose Maria, was halte Ihr von der water-witch, die der gute Gott vom Grunde des Meeres auftauchen ließ, den Menschen zum Schreden?“

Der Indianer stand ernsthaft vor ihm, aber ein strahlendes Glück stand in den dunklen Augen geschrieben. Er antwortete: „Der gute Gott wollte nicht die Trauer des armen Mannes, darum schonte er des Kindes, das zehn Mal über das Meer geschwommen war, um die alte Mutter zu trösten. Der gute Gott sandte einen großen Wind und einen tapferen weißen Mann, daß der arme Mann sein Kind finde in den dunklen Wassern des Meeres.“

„Und was soll nun mit der alten Frau werden, die sich verborgen hält?“ fragte der Kapitän, der schon mit einem Fuße auf der Strickleiter stand.

„Ich, Jose Maria mit Namen, werde gehen mit Juana der Tochter an die Küste des Landes und die alte Frau suchen und bitten, daß sie wiederkehre in mein Haus und ferner sei die Herrin meines Herdes.“

„Das ist ein braves Wort, Alter; zögert darum nicht, es auszuführen,“ rief der Seemann.

Der Indianer legte betheuernd die Hand auf seine Brust und sagte: „Herr, es war eine kostliche Decke, mit Muscheln und Seide verziert, aber das gute Weib ist mehr werth, denn alle Muscheln und Seide, die der gute Gott wachsen läßt.“

Die Loreley kam gegen Weihnachten mit ihrer vollen Ladung Mahagoniholz glücklich in Hamburg an.

In den Schifferkreisen der Handelsstadt an der Elbe erzählte man in den nächsten Tagen viel das Märchen „von der Rixe von Laguna“. Und als eines Tages der Steuermann der Loreley mit einem anderen Schiffe wieder nach Central-Amerika absegelte, sagte man, er habe das Heimweh bekommen nach der Rixe von Laguna, und er werde wohl das unståte Schifferleben aufgeben, um sich eine Hütte zu bauen unter den Palmen der Insel Carmen.

Radikal verboten.

Reise in's Puppenland.

Von Hanns von Spielberg.

Mit drei Abbildungen von Ludwig Dettmann.

Sein meiner Kindheit las ich einmal eine Geschichte von dem herrlichen Puppenlande und der gefährlichen, mühsamen Reise dorthin. Es war ein ganz allerliebstes Märchen; ich erinnere mich noch deutlich der Beschreibung des prächtigen Schlosses der Puppenkönigin und daß, wenn ich damals die Augen schloß, ich die hohe kleine Dame stets in ihrer ganzen Schönheit, angezogen mit goldenem Gewande und ein zierliches, diamantglänzendes Krönchen auf dem lodiigen Haupt, umgeben von einem stattlichen Hofstaate von Herren und Damen, vor mir sah. Und dann meinte ich wohl im Geiste durch die Straßen der Residenz ihrer Majestät, — Rosalinde, glaube ich, hieß die holdselige Herrscherin, — zu wandeln, lugte neugierig in alle Häuser und Häuschen hinein und sah bald einen christlichen, alfränkischen Bürger mit seiner Frau Cheließten, bald einen frischen Bauerbüchsen, bald schmude Dienstboten und schließlich auch einen Hatlefün, der ganz tolle Kunststücke machen konnte. Und alle die kleinen Leutchen, — Einer wie der Andere, — sahen lustig und fröhlich aus; es mußte sich wohl gut leben lassen unter dem milden Zepter der Königin Rosalinde.

Natürlich glaubte ich damals schon nicht mehr an die Existenz eines Puppenlandes, — schon zu jener Zeit nannte man ja leider ein Kind thöricht, wenn sein unbefangener Geist sich so recht innig in die schöne Märchenwelt vertiefe. Was das Kind aber damals nicht für möglich halten wollte, habe ich neulich erlebt, denn ich war wirklich im Puppenlande. Natürlich glaubte ich damals schon nicht mehr an die Existenz eines Puppenlandes, — schon zu jener Zeit nannte man ja leider ein Kind thöricht, wenn sein unbefangener Geist sich so recht innig in die schöne Märchenwelt vertiefe. Was das Kind aber damals nicht für möglich halten wollte, habe ich neulich erlebt, denn ich war wirklich im Puppenlande.

Es ist gar nicht einmal so sonderlich weit dorthin. Mitten im schönen, tannendurchdrückten Thüringerwald liegt es, und die Hauptstadt des kleinen Reiches nennt sich, — auch recht bezeichnend für das glückliche Land der Königin Rosalinde, — Sonneberg. Ob freilich in jenem Lande die Menschen, große wie kleine, alle glücklich sind, es wohnen nämlich dort wenige Menschen und viele, unglaublich viele Puppen, weiß ich nicht; sie sind die Sklaven der Puppen und müssen oft schwer und hart für dieselben arbeiten um wenig Lohn und Dank, — aber wo gibt es denn überhaupt ein reines und ungetrübtes Glück? Die Puppen aber sahen alle just ebenso vergnügt aus und lächelten alle ebenso froh, wie ich es ehemals im Traume gesehen hatte. Halt! nicht doch; ich lernte dort auch Puppen kennen, die hatten ihr Gesichtchen zu einem steien Weinen verzogen, und einige lachten sogar mit der roten Gesichtshälfte und weinten mit den linken. Aber die Weinenden befanden sich doch in der ungeheueren Minderzahl; es waren wahrscheinlich die Wenigen, die da einiges Mitleid mit ihren Sklaven, den großen und kleinen Menschen, empfanden.

In der That dreht sich in dem anmutig gelegenen Städtchen des Meininger Oberlandes Alles um die Puppen, wie Alles von ihnen und ihrem umfangreichen Beirath, — Pferden und Wägelchen, Klinton und Kanonen, Trommeln und Pfeifen, Häuser, Puppenstuben und Möbel und noch hundert anderer schöner Ding, — lebt. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, Sonneberg versorgt die ganze Welt mit Puppen; zur Entlastungszeit treffen sich hier die Vertreter von Spielwaren-handlungen aus allen Erdtheilen, und der Export der einen kleinen Stadt begießt sich auf einen Werth von



Reise in's Puppenland: Das Stopfen der Puppenbälge. Von Ludwig Dettmann.

über fünfzehn Millionen Mark. In der Hauptstraße enthält jedes dritte Haus ein Musterlager von Spielwaren, und in den Vorstädten, in den benachbarten Dörfern gibt es kaum ein Haus, in dem sich nicht fleißige Hände für die Weihnachtsfreude der Kinderwelt regen.

Die gesammelte Spielwaren-Fabrikation ist hier, wie fast überall, Sache der Klein- und der Hansindustrie; eine Fabrik vor Allem, in der eine Puppe aus allen ihren Bestandtheilen bis zum Verkauf fertig hergestellt wird, gibt es kaum, und man muß von Straße zu Straße, von Haus zu Haus wandern, um das Entstehen der Babies und der tollen Baldamen, der Bäuerinnen und der Bajazzos zu verfolgen. Alle die Hunderte von Kleinfabrikanten fertigen, im Allgemeinen nur mit Hilfe der eigenen Familienmitglieder, fast stets lediglich einen einzelnen Theil der Puppe; erst der Fabrikant stellt diese zusammen und liefert die fertige Puppe an den Großkaufmann, den Exporthändler, denen Lager und Musterzimmer die fremden Kunden besuchen. Solch ein Sonneberger Musterzimmer ist eine Welt im kleinen; an den Wänden endlos lange Regale, auf denen sich eine Puppe an die andere reiht, auf den breiten Tischen ganze Waichforde voll Puppen, auf der Erde Kisten und Kästen mit Puppen; Puppen, wohin das Auge blickt; Puppen, von denen das ganze Dutzend fünfzig Pfennige kostet, und Puppen, die um dreißig Mark nicht feil sind; Puppen aus Holz, aus Papiermaché, aus Metall; Puppen, die sprechen, und Puppen, die tanzen können! Dazwischen Kofferchen mit vollkommenen Puppen-Ausstattungen, Spielwerke mit beweglichen Puppen auf dem Deckel, Hänkelmänner, Christbaumengel und Springteufel — jedes einzige Genre, jede Spezies wieder in zehn, zwanzig Abarten.

Die billigen Puppen, die sogenannten „Döcken“, sind kleine Holzpuppen mit Porzellankopf; sie werden meist in den umliegenden Gebirgsdörfern gefertigt und kommen von dort, schickenweise in mächtige Kisten verpackt, als „Täuflinge“, d. h. als nur mit dem Hemd bekleidete Puppen, in das Lager des Sonneberger Großkaufmanns. In der Stadt selbst fertigt man fast nur bessere Ware bis zu den elegantesten Puppen hinauf.

Treten wir zunächst einmal bei einem „Baumacher“ ein. Die Familie, oft bis zum jüngsten Kinde herab, führt und steht um einen mächtigen, mit Sägepänen gefüllten Kübel und stopft die Glieder der zukünftigen Puppe aus; nebenan schneidet die Mutter den Stoff für die Körper zu, die eine Tochter näht den Stoff zusammen, die andere leimt vielleicht gleich Arme und Beinstücke an die Gliedmaßen oder steckt die Geleite durch. Blitzschnell hänseln sich dabei die Bälge auf dem Tische, und bald fann ein Korb aus dem im lieblichen Durcheinander hier einige loslose Oberkörper, dort nasse Beinchen und Arme herausziehnen, zum Fabrikanten wandern. Im Nebenhause hat ein „Decker“ seine Werkstätte aufgeschlagen. Er fertigt nur Kopfe an, und zwar lediglich die rohen, aus der weichen Papiermasse in Formen geprägten (gedrückten) Köpfe. Grau und schmutzig verlassen sie seine, trotz der Sommerhitze wegen des Trocknens der Masse überheizte Stube; noch fehlt ihnen auch das belebende Element jedes Gesichtes: das Auge.

Zu Hunderttausenden, in allen denkbaren Größen und in jeder Farbenstättigung, derer das Menschenauge fähig ist, werden die Glasaugen in dem benachbarten Laucha hergestellt, — auch eine Spezialität des kleinen Städtchens, durch die es sich den Weltmarkt erobert hat. Sollen die Augen feststehend

sein, so leimt ein Arbeiter sie im Innern des hohlen Puppenkopfes fest, nachdem ein Älterer mit geübter Hand die in der Form bereits angedrehte Augenöffnung herausgeschnitten hat; erhält die Puppe dagegen Schlafaugen, so werden dieselben beweglich in eine kleine Bahn, die ihnen nur eine leichte Drehung von oben nach unten oder in umgekehrter Richtung gestattet, gebettet und im Innern des Kopfes durch ein Stückchen Draht mit einem Bleigewicht verbunden. Die Schwere des letzteren stellt bei jedem Aufrichten des Puppenkopfes dann das Auge so, daß die Iris hinter der Augenöffnung sichtbar wird; legt man den Kopf jedoch um, so dreht das Auge sich derart nach unten, daß die Iris hinter dem unteren Augenlid verschwindet und anstatt ihrer der auf das Glasauge gemalte oder aus Wachsmasse aufgeklebte „Deckel“ als oberes Lid hinter der Augenöffnung sichtbar wird.

Jetzt wandert der Kopf in die Hände der Malkünstler, die ihm den lebendigen Reiz der Farbe verleihen sollen: er wird entweder „wachsirt“ oder als wachsfarbiger Kopf behandelt. Im letzteren Falle erhält er einen Anstrich von einer fleischfarbenen, in ihrer Zusammensetzung meist geheim gehaltenen Flüssigkeit, die mehr oder weniger gegen die Einwirkung des Wässers unempfindlich ist; im anderen Falle wird er mit einer flüssigen, ebenfalls fleischfarbenen Wachsmasse überzogen. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist bei allen diesen Verrichtungen auf das Sorgfältigste durchgeführt: der Kopf geht unmittelbar aus den Händen des Mannes, der ihm die Augen öffnete, in die Hand des Färbers; — an denselben langen Tische arbeitet wenige Schritte entfernt ein dritter Arbeiter, der jetzt zum zweiten Male die von dem Wachs wieder versiegten Augen mit haaridarem Webef auszieht, ein Bieter zeichnet mit feinem Pinselstriche die Augenbrauen, und ein Zünfter malt Wangen und Lippen an. Durch die langjährige Uebung haben die Arbeiter eine fast unglaubliche Geschicklichkeit erlangt, jeder Strich sitzt mit unschätzbarer Sicherheit, und jedes Lippenpaar zeigt stets denselben frischen Schwung; — wir wissen ja, daß die Gleichförmigkeit der Puppengesichter leider eine nur zu grobe ist.

Unser Puppenkopf ist noch lähl, insofern ihm nicht, wie bei einzelnen billigen Sorten, schon in der Form ein üppiger Haarwuchs mitgegeben wurde, der sich jetzt mit Blond oder Bräunet in allen Abstufungen färbt. Für alle besseren Köpfe aber hat die „Frisirerin“ inzwischen bereits den Lockenschmuck vorbereitet; nur ganz ausnahmsweise wird zu demselben Menschenhaar verwandet, meist ist es das seidenweiche Haar der Angorajagte, welches gefärbt und zu funktionswollen Perückchen verarbeitet, auf die lahlen Puppenköpfchen aufgeleimt wird. Bei ganz feinen, völlig aus Wachs gebildeten Köpfen bleibt man die Haare indessen nicht an, sondern sticht sie in das Wachs selbst ein.

Auf ein Theil der Puppen erhält Massenköpfe; vielfach gelangen auch die bekannten Porzellanköpfe zur Verwendung, und zwar entweder als glasierte oder als Biscuitware; die letzteren sind neuerdings wieder besonders in Aufnahme gekommen und werden in wahrhaft entzückender Feinheit fertig.

Nun aber zu einem der Sonneberger Puppen-Geröns! Es giebt in dem Städtchen mindestens zwei Dutzend, teilweise sehr umfangreicher Geschäfte, die sich lediglich mit dem Anfleiden von Puppen beschäftigen; sie kaufen die sogenannten Täuflinge und senden sie als fertig gefleidete Kräuleins und Herrlein in die Welt hinaus. In einer der größten dieser Firmen,

die ein ganzes sehr geräumiges Haus einnimmt, ja ich vielleicht zwanzig junge Mädchen an der Nähmaschine, zehn andere mit dem Zuschneiden beschäftigt — ein halbes Dutzend fertige Hütte an, und alle diese fleißigen Arbeiterinnen stellen seit Wochen für eine bestimmte Exportpuppe dasselbe Kleid aus demselben Stoffe, dasselbe Hänkchen und den gleichen Hut her. Nur auf diese Weise sind die billigen Preise erklärt, welche die Sonneberger Waaren fortwährend konkurrenzfähig erhalten. Selbstverständlich folgen die Anfleidegeschäfte allen Neugingen der launischen Mode: was die Frauen-Zeitung den großen Damen Neues bringt, muß der Fabrikant schleunigst für seine Puppenhaare nachahmen; die Kleiderstoffe der jüngsten Saison, die Kleiderstücke vom höchsten „Bichum“ und die extravagantesten Hutfassons sind just gut genug für sein Musterlager. Andererseits werden natürlich in den selben Geschäften auch Puppen mit geradezu staunenswerth geringen Mitteln aufgeputzt — staunenswert, weil es lediglich die Uebung und die anberordentlich geschickten Hände der Arbeiterinnen sind, welche dieser eleganten Ware immer noch einen gewissen Chic geben: hier lernt man erst begreifen, daß unsere fünfzig Pfennig-Bazare, trotz ihrer Billigkeit, ausgezeichnete Geschäfte machen können.

Puppen, welche Mama und Papa sagen, kennen wir alle bereits seit unserer Kindheit und haben gewiß bei einer passenden oder unpassenden Gelegenheit auch schon einmal das Geheimnis der beiden Blasebalge ergründet, welche im Innern des Balges die etwas quäkenden Kindertüte vorbringen. Heute sind die Papa-Puppen ein überlebter Standpunkt, denn in diesem Jahre erscheint zum ersten Male die Edison-Puppe auf dem Markte, die einen kleinen, veritablen Phonographen in sich birgt und ganze Sätze geläufig zu wiederholen vermag. Eine amerikanische Firma hat in Sonneberg auf einen Schlag Hunderttausend dieser Puppen in Bestellung gegeben, deren weitere Verbreitung sich wohl zunächst ihr für unsere Verhältnisse recht hoher Preis, — irre ich nicht, sprach man von hundert Mark, — entgegen stellen wird. Vielleicht giebt es bei uns auch recht viele verständige Eltern, die überhaupt der Meinung sind, daß ihr Kind mit einer hübschen billigen Puppe ebenso gern und ebenso gut spielen kann, als mit dem kostbaren, künstlichen Ding, das wie ein rohes Ei behandelt sein will und ein ordentliches Herz und Drücken kann ohne Schaden zu vertragen vermag.

Ein Industriezweig, wie derjenige des Puppenlandes, entsteht nicht mit einem Male, er entwickelt sich in langen, langen Jahrzehnten. Bis in die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege reichen denn hier auch keine Anfänge zurück, aber die ganze Industrie erstreckte sich damals im Wesentlichen nur auf die Erzeugung von Holzspielwaren, die fast ausnahmslos nach Nürnberg gingen und als Nürnberger Ware in ganz Europa bekannt waren. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wandte man sich auch der Herstellung von Puppen aus einer Art Brodteig zu, die wieder fünfzig Jahre später durch die von dem Sonneberger Kaufmann Müller eingeführte Fabrikation der Papiermaché-Masse verdrängt wurde — von der Einbürgерung dieses Industriezweiges datirt die Blüthe der fleißigen Stadt, deren Arbeitsschaukeln sich inzwischen längst von der Abhängigkeit von Nürnberg befreit hatten. In Generationen wurden in die heutigen Arbeiterfamilien erzogen, deren Geschicklichkeit sich gerade infolge der stetig durchgeführten, ja immer weiter ausgedehnten Arbeitsteilung vererbt; als kleiner Knabe schon sieht der Sonneberger den Vater Bälge stopfen, steht er an der Formbank des Dräbers oder lernt die kleinen Kunstgriffe beim Augenbrauen-Malen; die kleinsten Mädchen leisten der Mutter bereits beim Tönen der Puppenhaare, beim Hembündnen für die Täuflinge oder bei dem Zuschneiden der Stirringbälge hülfreiche Hand. Es ist ein genügsames, arbeitsrohes Bölkchen dort im Meiningen-Oberlande, gleichviel ob es Kastmarbeln schläft, um Louisa herum glitzernde Glaskugeln und Glassaugen formt, buntföhlernden Christbaum-Schmuck erzeugt, in den einjamigen Gebirgsdörfern Holzthiere für die Arche Noah schnitzt und Kästchen leimt, oder in Sonneberg Puppenköpfe preist und Bälge stopft. Aber mir wollte es scheinen, wenn ich in den mehr als schlichten Stuben mich umschaut und den einfachen Haussatz musterte, als ob trotz alles eutigen Schaffens die Arbeit nicht immer der Mühe lohnte: allzuhwet lastet der Wettsstreit der Industrie auf den Preisen, und selbst der fleißigste Arbeiter blickt nur zu oft irgendwo in die Zukunft. Gar schaud und heiter schaut die Puppe aus, die unseres Kindes Herz zu erfreuen, dorten entstanden, — wer von uns aber denkt daran, ob dem Kinde, das bis in die späte Nachstunde hinein an der Seite des Vaters vor dem Korb mit Sägepänen kniete, um dieser Puppe willen der nothwendigste Schlaf geraubt wurde, ob die Frau, welche so zierlich an den weichen Puppenköpfchen Sich zu Stich fügte, um seinem Willen die heiligsten Mutterpflichten versäumen mußte? Fünfzig Pfennige das Dutzend Täuflinge! es liegt eine grausame Wahrheit in dem Rechen-Exempel, das sich aus dem Preissaye von selbst ergibt.

Ich bin ernster geworden, als es sich für eine Reise in das fröhliche Puppenland schickt. Aber Weihnachten ist vor der Thür, und da ist es wohl angebracht, auch einmal den Blick von dem glitzernden und schillernden eigenen Tannenbaum und von den in Schrank und Kästen wohlgeborgenen Schäßen für unsere eigenen Lieben hinzuwenden zu denen, die all' den frohen Tand mit ihrer Hände mühseliger Arbeit schufen und am heiligen Abend vielleicht schon froh sind, wenn das Brod für morgen ihren Lieblingen nicht fehlt!



Reise in's Puppenland: Das Frisieren der Puppenköpfe. Von Ludwig Dettmann.

Nachdruck verboten.

Vom Stör und vom Caviar.

Gastronomische Skizze von Stefan Graf Palota.

Sie Störfamilie zählt bekanntlich zu den Fürsten von Neptun's Gnaden, und der Sterlet ist König unter ihnen. Vielleicht darf man den Stör als den dantbarsten aller Fische bezeichnen: sein Fleisch nicht allein ist es, um dessen willen wir ihm nachstellen, er liefert uns auch die wertvolle Hauensblase und — zuletzt, aber nicht als Letztes genannt: den Caviar.

Alle Störsorten, der Sterlet ebenso, haben ein wohlgeschmecktes Fleisch, das ein wenig an Kalbfleisch erinnert, aber bedeutend fetter und schwer verdaulich ist. So manigfache Zubereitungsarten für den Stör, — nota bene, man muß sich vergewissern, daß der Fisch jung war, — bekannt sind, so verdient doch diejenige unbedingt den Vorzug, welche von Rumohr in seinem unsterblichen „Geiste der Kochkunst“ angibt: der Stör soll mit Sardellen gebraten, am Spieße gebraten und mit einer Marinade, welche mit Krebsbrühe gebunden ist, auf die Tafel gebracht werden. Vortrefflich ist er auch als Ragout mit Kräutern und in Butter gebratenen Brodstücken, — für außergewöhnlich gute Magen kann man endlich den fassen Fisch mit Essig und Öl servirt empfehlen. Dem geräucherten Störfleische sagt man nicht ganz mit Unrecht nach, daß die hohe ärztliche Facultät es sehr verehre: um der lieben Patienten halber nämlich, die sie ihm verdankt.

Des höchsten Ansehens erfreuen sich in Russland bekanntlich die Fischsuppen, in deren Zubereitung wir leider weit hinter unseren östlichen Nachbarn zurückstehen. Bei dem Gedanken an eine Stör-, an eine Sterletsuppe gar, geht auch dem grimmigsten Moskowiter das Herz auf. In der Eremitage in Petersburg befindet sich sogar eine Madonna von Andreas del Sarto, welche man mit einer Sterletsuppe in Verbindung bringt. Die Geschichte ist so niedlich, daß ich sie vielleicht erzählen darf, — obwohl ich überzeugt bin, daß sie vom Anfang bis zum Ende erfunden ist.

Der allmächtige Potemkin war bei der Czarin Katharina in Ungnade gefallen, zwar nur eine Ungnade kleinen Stils, aber darum nicht minder empfindlich; jedenfalls war der Kürst Kriegsminister seit Tagen nicht vorgelassen worden und befand sich daher in ziemlich gereizter Stimmung. Der Czarin ging es nicht viel besser, und da der klügere Theil bekanntlich nachgab, die Frauen aber stets den Vorzug größerer Klugheit haben, so lenkte die hohe Frau endlich ein und — lud sich bei dem Allgewaltigen zur Sterletsuppe ein. Großes Entzücken im Potemkinschen Palais erste Stage . . . noch größeres Entzücken ebendieselb im Erdgeschoss: der Kürst jubelt, der Küchen-Chef ist der Verzweiflung nahe: in ganz Petersburg ist nämlich kein Sterlet anzutreiben.

Zitternd und zaudrig meldet man die Schredenspost endlich dem Gebieter. Was? Wenn die Czarin Sterletsuppe essen will, wenn Kürst Potemkin Sterlet haben muß, sollte solch' elender Fisch nicht zu kaufen sein?! Schafft ihn zur Stelle, und wenn er mit Gold aufgewogen wird, oder packt Eure Sachen zur Reise nach Sibirien.

Ein Dutzend Röthe und Tataren eilen noch einmal nach der Stadt und wahrhaftig! endlich kommt der Eine mit der Freudenmär zurück, daß der reiche Kaufmann erster Gilde, Herr Lobenoff, soeben zwei herrliche Sterlets durch einen besonderen Courier erhalten habe. Der Chef de cuisine fürzt sofort höchst selbst zu dem Millionär, aber — der gute Mann erklärt, er wäre Seiner Durchlaucht zwar selbstverständlich gern zu Diensten, die Sterlets sollten jedoch morgen zur Hochzeitsfeier seiner einzigen Tochter auf der Tafel erscheinen und wären ihm um kein Geld teuer. Der Kürst ist außer sich, er schwört allen Krämern ewige Rache, läßt Herrn Lobenoff aber schließlich persönlich zu sich bitten und bietet ihm tausend, bietet ihm zweitausend Rubel für die Fische. Bis zur Erde sich verneigend, zahlt der Millionär die Achseln: „Mein Leben für die Czarin, — die Sterlets aber für den Hochzeitstisch meiner Paulowna!“ Da fällt plötzlich sein Blick auf ein Gemälde an der Wand und, hingerissen von dessen Schönheit, erklärt er: „Geben Eure Durchlaucht mir jenes Bild, und die Sterlets sollen in einer Stunde im Palais sein.“

Mann, sind Sie toll? Ich habe das Gemälde erst vor wenigen Wochen in Italien für zehntausend Rubel kaufen lassen.“

„Was sind zehntausend Rubel, Bärtchen, gegen meine Sterlets!“

Und der Kürst lachte — ! Eine Stunde später übersiedelte der Andreas del Sarto nach der Wohnung des Kaufmannes, aus dessen Keller wanderten die kostbarsten aller Fische in die Potemkinsche Küche, und die Czarin bekam am Abend ihre Sterletsuppe. Leider aber meldet Mama uns nicht, ob der Koch sie als Usha mit dem ganz fein zerriebenen Fleische des Sterlets, oder als Asafol mit gesalzenen Gurken und Caviarschalen zubereitet hat. Es wäre das immerhin von historischem Interesse gewesen.

Um wenigstens Verständnis habe ich für das zweite Produkt, welches der sterbende Stör so liebenswürdig ist, uns zu hinterlassen: für die Hauensblase nämlich. Bekanntlich wird dieselbe aus den Schwimmbläsen der Störe, — übrigens auch des Wels', des Wardik's und anderer Collegen aus dem Wasserreich, — gewonnen und dient außer zum Klären von Wein und Bier auch zur Herstellung von Gallerien in der Kochkunst. Sie ist indessen neuerdings nach letzterer Richtung hin durch die Gelatine und die aus Meeresalgen gewonnene Agar-Agar zum großen Theile verdrängt worden. Uebrigens finde ich unter meinen kleinen gastronomischen Notizen ein eigenartiges Rezept für Thee-Gelée mit Hauensblase, welches vielleicht einzelnen meiner Leserinnen neu sein dürfte, und das ich bestens empfehlen kann: Etwa fünfunddreißig bis vierzig Gramm Hauensblase werden gekocht, vorsichtig gewaschen, in kaltem Wasser aufgeweicht und dann in einem roten Topf völlig in warmem Wasser ausgelöst; der Moste sieht man acht Eßlöffel Citronen- und vierzehn Löffel Apfelsinenmost hinzu, läßt sie mit einem zerstülpneten Eiweiß, welches man mit ihr verschlägt und etwa eine Biertelstunde darin ziehen läßt. Sobald sich unter dem Eiweiß die Flüssigkeit klar zeigt, giebt man sie idiomatisch durch einen Gelée-Pentel. In der Zwischenzeit läßt man mit etwa einem Gramm schwarzen Thee ein Bierel Löffel Wasser ziehen, gab zu dem Thee ein wenig auf Zucker abgeriebene Citronenschale, löste in ihm 175 Gramm Zucker und mischt nun die gesetzte Gallerie mit der Zuckerlösung unter. Hinzufügen von ein Fünftel Löffel feinstem Jamaica-Rum. Die ganze Moste wird gründlich verrührt und in einer leicht eingetieften Aspic-

form auf Eis gebracht. Die angegebenen Quantitäten entsprechen etwa einer Speise für fünf bis sieben Personen.

Die herrlichste Gabe des Stör und seiner nahen Verwandten ist zweitens sein Roggen: der Caviar. Zwischen Caviar und Caviar besteht freilich ein gewaltiger Unterschied: — wir armen West-Europäer müssen uns nur allzu oft mit minderwertigen Erzeugnissen begnügen. Selbst der Astrachan-Caviar, den unsere Delicatessen-Händler anpreisen, steht nicht immer auf der Höhe der Situation: für den sogenannten Ural-Caviar habe wenigstens ich ebensoviel Sympathie, wie für den Alaska- oder amerikanischen Caviar, und der heimathliche Elb-Caviar ist meines Erachtens einfach furchterlich. Auf die Gefahr hin, für gänzlich unpatriotisch gehalten zu werden, muß ich erklären, daß ihn ein mir bekanntes Surrogat dem Geschmack nach an Güte weit übertrifft: eine Portion entgräteter, mit einer ganz, ganz kleinen Dose Knoblauch und etwas gerösteter Petersilie zergesetzter Anchovys nämlich, die mit ein wenig Camenelle-Besser, mit einer Prise Salz, etwas Citronensaft und einigen Tropfen Öl abgeschmeckt ist. Was übrigens an Caviar-Betrügungen geleistet wird, — zum Theil auch jenseits des Niemands — ist entsetlich.

Man muß grundsätzlich zwischen dem geprägten und dem flüssigen (fötigen) Caviar unterscheiden. Beide Arten werden erst durch das Salzen dunkel gefärbt; während aber der letztere frisch aus dem Fische genommen und mit Ruten geschlagen, dann auch vorsichtig durch ein Sieb gestrichen wird, um die anhaftenden Schalen und Häute zu entfernen, bleiben diese in dem geprägten Caviar, der als p. jusnoja in Russland ein gewöhnliches und ziemlich gering geschätztes Nahrungsmittel bildet. Je großräumiger der Caviar ist, je glänger die einzelnen Körner erscheinen, je heller er ist, desto besser und frischer muß er angesehen werden; das Maßgebendste bleibt jedoch stets die Zungenprobe: ein Caviar, der scharf salzig und auch nur im Geringsten thrang schmeckt, ist nicht wert, daß man ihn berührt.

Bei einer von fast allen Feinschmeckern gleich hoch verehrten Delicatessen kann es nie ausbleiben, daß man sich nicht begnügt, die liebe Gottesgabe pure zu nehmen, sondern die Kochkunst versucht bald, sie auch ihren weiteren Zwecken nutzbar zu machen; so finden wir denn unter Anderen Caviar-Suppen, Caviar-Pasteeten, Caviar-Saucen. Ich bin ein besonderer Verfechter der letzteren, die zu einzelnen Fischgerichten geradezu unübertraglich sind. Für alle blauen Fische eignet sich eine Vermischung von Caviar zu einer tadellosen Mayonnaise, — wobei notwendig der Caviar vorher auf ein Sieb gelegt und mit kaltem Wasser übergespült werden soll, damit ein Korn sich von dem anderen trennt. Für alle gebaktenen Fische dagegen ist die Mischung von Caviar und ungefälzter, zerriebener Butter außerordentlich empfehlenswert: zumal ein auf dem Rohe gebratener Lachs mit Caviar-Butter in ein Hochgenuss allerersten Ranges.

Trotz alledem habe ich doch immer das Gefühl einer kleinen Sünde, wenn ich den Caviar nicht so, wie er frisch aus Schinkens' Riesentonne kommt, auf der Tafel erscheinen sehe. Ich für meine Person verzichte sogar den Citronensaft als Zutat, von der Barbare, Caviar mit Zwiebel zu essen, ganz zu schweigen. Ein frisches oder ein geröstetes Schnitten Weißbrot und tadellose Butter, — das ist Alles, dessen es bedarf. Vortrefflich sind übrigens auch die russischen warmen Blinis: kleine Rüben aus einem Teig von Kartoffelmehl, reichlich Eiern, Sahne und Butter, welche in Tortellotti-Formen im ziemlich heißen Ofen gelbbraun gebacken werden. Selbstverständlich dürfen nur Hornmesserchen oder Messer mit silbernen Klingen zum Caviar gegeben werden.

Die reizendste Art, den Caviar zu serviren, ist, ich vor Jahren im gästlichen Hause eines ostpreußischen Groß-Grundbesitzers. Dort wurde der Caviar wie gewöhnlich in einer flachen Kristallschale herumgereicht, diese selbst aber war in eine große Platte klarshimmernden Eises eingelassen, die ihrerseits auf einem silbernen Tablet ruhte. Das Arrangement machte einen so überraschenden, so frischen Eindruck, daß ich mich eigentlich wunderte, ihm nicht schon häufiger begegnet zu sein.

Was trinkt man zum Caviar? Eine bestimmte Antwort auf diese wichtige Frage läßt sich kaum geben, — es sei denn, daß man kurzweg entscheidet, zum Caviar passe jedes gute Getränk vom Glase Ale bis zum schämenden Selt. In der That wäre diese Erledigung keineswegs unberechtigt: wie man einem werten Gäste zum Lunch, zum Diner und zum Abend Caviar vorziegen kann, so darf man zu diesem, — Süßwein vielleicht ausgenommen, — auch so ziemlich jedes Getränk geben. Wenn wir von meinem persönlichen Geschmack zu sprechen erlaubt ist, so ziehe ich allerdings ein Glas Burgunder oder einen Schlossabzug guten Jahrganges aus den gezeigten Gefilden der Garonne allem Anderen vor: nach dieser Richtung hin bekannte ich mich als unbedingten Anhänger der französisch-russischen Allianz.

Zum Schlusse eine Preisfrage an meine verehrten, auf dem Gebiete der Küche vielbemanderten Leserinnen. Bekanntlich gewinnt man außer dem Stör-Caviar aus dem Roggen des Hechtes, des Zanders und auch des Karpfens den sogenannten rothen Caviar, der in Russland vorzugsweise von den Israeliten genossen wird. Friedrich der Große nun liebte besonders, wie aus seinem Briefwechsel mit Algarotti hervorgeht, einen orangefarbenen Caviar? Sollte derselbe mit jener heute als minderwertig angesehenen Sorte identisch sein, oder war es die Boulangue, die, irre ich nicht, aus dem Roggen der Meeräsche bereitete Caviar-Sorte, welche der große König bevorzugte? Und wenn ja: wer hat Boulangue gegehen, und ist sie wirklich empfehlenswert? Ich habe mich in Italien, wo sie gewonnen werden soll, vergeblich nach ihr umgesehen.

Nachdruck verboten.

Die Geschichte eines Lächelns.

Historiette von Robert Gold.

Bei Beginne der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren in Paris die behaglichen Plauderstätten der vornehmen Salons noch nicht zu Sammelplätzen von Staatsmännern und Abgeordneten für politische Wortgefichte geworden. Damals herrschte an diesen Stätten noch graziose Anmut als unbeherrschte Herrscherin, die nur bisweilen, in ihrem Regemente leicht ermüdet, ihr Scepter einem leichtsinnigen Übermuth abtrat. Die Heiterkeit frohlebiger Geselligkeit gab überall den Ton an und schreite nicht davor zurück,

einen lockeren Liebeshandel mit einem leichten Witzworte oder einem graziosen Madrigal zu entscheiden oder bezulegen.

Der täuschende Fürst seiner Sitzen, der die innere Sittenlosigkeit und die bis in's Mark zerstreuende Moral nur dürtig bedekte, galt in ganz Europa für „Civilisation“. Paris war die hohe Schule für die vornehmsten Lebemänner und für die aristokratische Damenwelt, der ersehnte und bewunderte Tummelplatz eines ausgelassenen, tollen Carnavals abenteuernder Lebenslust.

Einen treuen Abdruck dieses leichtsinnigen Treibens finden wir in dem Salon der von aller Welt bewunderten und gefeierten Tänzerin Sophie Guimard, welche in der Oper, in der Stadt, am Hofe durch länger als ein Jahrzehnt eine hervorragende Rolle spielte. Die großen Erfolge der berühmten Fragonard Therese Quinault, welche die bedeutendsten Gelehrten, Schöngäste und Künstler wöchentlich bei sich vereinte, ließen die schöne Tänzerin nicht schlafen. Auch sie, die den Herzog von Orléans, den Prinzen von Souffre, den Herzog von Lauzun und so viele andere Höflinge zu ihren Anbetern zählte, warb um den Auf, aus der Aristokratie der Geistreichen die hervorragendsten und bekanntesten Männer in ihrem prachtvollen Hotel auf der Chaussee d'Antin an einem bestimmten Tage als Gäste mit fürstlichem Luxus zu bewirten. Fürstliche Freigiebigkeit hatte sie in die Lage gebracht, den Tempel Terpsichore's, so nannte sie ihr Palais, mit prachtvoll ausgemalten Sälen und Gemächern, mit einem Sommer- und Wintergarten, einer kostbar eingebundenen Bibliothek mittelmäßiger Bücher, einer Gallerie prächtiger Bilder Boucher's, Grenze's, Van-Tara's, La-Tour's, Lemire's, und wie die Koryphäen damaliger französischer Kunst hießen, und mit einem prachtvollen Theater zu schmücken.

In einem dieser feinartigen Räume hatte Mademoiselle Guimard an einem Donnerstag im Juni des Jahres 1774 einen kleinen Kreis Gelehrter und Künstler zu einem läppigen Frühstück bei sich vereint. Diderot, Condillac, Piron, Grenze, Van-Tara, Fragonard, die witzige Sophie Arnould von der Oper und die jugendlich schöne Mademoiselle Conci vom Théâtre Français bildeten die Gesellschaft, welche der reichlich fliegende Champagner in die mindeste Laune versetzte hatte.

Nach aufgehobener Tafel wandte sich die Wirthin in übermäßiger Laune an den Maler Fragonard, der in ihrem Palais mit der Ausmalung eines großen Saales beschäftigt war, dessen Wände, Decken, Thüren, Fenster jeweils leichter, geistreicher Pinsel mit Szenen der alten Gotterwelt schmücken sollte. Schon zwei Jahre war der talentvolle Schüler Boucher's mit der Arbeit beschäftigt, deren Beendigung aber so bald noch nicht abzusehen war. Er hatte sich während der Arbeit sterblich in die schöne Guimard verliebt, die ihm bei der Darstellung seiner graziosen Göttinnen gern Modell stand und die wachsende Liebe des schönen Mannes Fragonard zahlte damals fünfunddreißig Jahre, nicht ohne tolte Befriedigung wahrnahm. Daher die Verzögerung der Arbeit, welche unzählige Sitzungen des schönen Modells so notwendig erschienen ließ.

Als die Tänzerin sich heute mit schallhafter Miene an den Künstler wandte mit der lämmigen Wahnung: „Nun aber an die Arbeit, Sie fauler Rafael! Der Champagner wird heute Ihren Genuss zu besonders graziosen Schöpfungen begeistern und Ihrem Pinsel Flügel geben. Was werden wir heute malen?“

„Das bezaubernde Lächeln Ihres reizenden Mundes.“ „Sie sind ein Schmeidler, Fragonard! Wie oft schon habe ich Ihnen zu diesem bezaubernden Lächeln gelesen, und noch immer nicht sind Sie mit Ihrer Darstellung derselben zufrieden gewesen!“ „Aber heute, fühl' ich, wird es mir gelingen, sicher gelingen; ich bitte also um ein Lächeln.“ „Herrt heute aber dazu absolut keine Stimmung.“ „Und dennoch müssen wir eins hervor zu zaubern versuchen.“ „Sie meinen, man könne lächeln ohne Grund?“ „Wenn Sie die Garbouillade tanzen, so dächte ich — “ „Das ist etwas ganz Anderes; in der Oper ist's mein Beruf; ich bin sicher, daß meine schönen Jüge nicht verloren gehen.“ „Wer weiß denn, ob sie hier verloren sind?“ „Sie lassen mich eben daran denken, mein Lieber. Bringen Sie mich zum Lachen, es ist Ihre Sache.“ „Wie wäre es, wenn ich Ihnen eine hübsche kleine Anekdote von Mademoiselle Lebel, Ihrer Collegin, erzähle?“ „Ach, jo erzählen Sie!“ „Nein, das würde nicht das Lächeln sein, welches ich brauche; mein Lächeln muss voller Liebesträume sein.“ „Vielleicht kann uns Diderot durch Angabe eines kleinen Hansmittels aus der Verlegenheit helfen?“ „Leider nein,“ antwortete der Angeredete. „Man kann wohl ein Lachen erregen, ein Lächeln aber muß erblicken wie eine feurige Kugel.“

„Das meine auch ich,“ verzehlte Sophie Arnould. „Das Lachen ist immer ein Zeichen von geistiger Überlegenheit oder von Theorie; das Lächeln entsteht aus der glücklichen Verbindung heiterer Rätelei mit dem Verstande.“ „Das Lachen ist die Entdeckung des Lächerlichen; das Lächeln hingegen der Ausdruck einer olympischen Freude über diese Entdeckung,“ fügte Diderot hinzu.

Bedauerlicher Weise hat uns Duclous die Fortsetzung dieses Gesprächs in seinen Memoiren nicht überliefert. Wir können nur berichten, daß eines Morgens Fragonard, bis zum Rastendienst verliebt, wieder eine Sitzung abhalten zu können hoffte, als ein Prinz, ein Herzog, ein Marquis, ein Generalpächter und Gott weiß, wer noch, eine Audienz bei Mademoiselle Guimard verlangten. Der Maler war so thöricht, eiferfüchtig zu sein, er glaubte, Rechte auf dieses leichtsinnige Herz zu haben. Er war nicht nur eiferfüchtig, er ging in seiner lächerlichen Liebesfraterei sogar so weit, es der Tänzerin zu gestecken.

„Eiferfüchtig,“ lachte sie hell auf, — „das ist originell! Lieber Fragonard, wollen Sie mich denn vor Lachen sterben sehen? Verliebt, das geht noch an, aber eiferfüchtig? — Reine Tollheit!“

„Ja, ich bin eiferfüchtig,“ sagte der Maler außer sich, „ich liebe Sie, und Sie müssen mich wiederlieben, oder ich töde mich!“

Die Tänzerin erhob sich stolz, nahm die Miene einer bekleideten Königin an und sagte zu dem von ihr engagierten Maler:

„Müssen? Dies Wort lenne ich nicht, es steht nicht in meinem Wörterbuche. Glauben Sie eine kleine Thorst in der Oper vor sich zu haben? Ich bin Sophie Guimard, die Ihnen beigeht, Ihr Malzeug augenblicklich zusammen zu packen und sich dahin zu scheren, wo man dergleichen Unzulinden duldet. Adieu! Wegen Ihrer Forderung an mich mögen Sie sich mit meinem Intendanten in Verbindung setzen!“

"Adien, zornige Göttin!" sagte der Maler mit Würde und empfahl sich mit boshafter Miene. "Bewahren Sie sich Ihr Lachen und Ihr Lächeln in Gesundheit und Heiterkeit! Aber bitte, sagen Sie mir, wer soll denn nun Ihr Portrait lächeln lassen?"

"Gott sei Dank, mein lieber Herr Aragonard, noch bin ich nicht zu Ende mit meinem Lächeln!"

Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Mit diesen Worten ging er, fest überzeugt, daß die Tänzerin ihn wieder rufen lassen würde, denn wer außer ihm wäre im Stande gewesen, das Portrait zu vollenden? Grenze, der Einzige, der es gekonnt hätte, wollte übermorgen nach Italien reisen und hatte mit den Vorbereitungen alle Hände voll zu thun.

Aber Aragonard hatte sich geirrt, der ihn sonst zu den vergnüglichen Sitzungen im "Tempel der Terpsichore" abgeholt.

Kaum hatte sich die Nachricht von der Ungrüne des Künstlers verbreitet, als drei bis vier junge Männer sich vorstellten, welche sich zur Vollendung des Porträts und der Malereien im Saale bereit erklärt hatten. Aus ihrer Zahl hatte die Tänzerin einen talentvollen Schüler Boucher's gewählt, der Amoretten zu schaffen und Rosen zu zaubern verstand, daß es eine Lust war. Und dieser junge Künstler war — der nachmals in der großen Revolution als vertrauter Freund Marat's und blutiger Sansculotte und Jakobiner bekannt Jacques Louis David. Die Leistungen des neu engagierten Malers befriedigten vollständig, und Mademoiselle Guimard war über den Fortgang der Arbeit so erfreut, daß sie ihm zunächst antrug, ihr Bild zu malen.

"Ich würde niemals die Bitte wagen," sagte der schüchterne Künstler, "daß Sie mir zu dem Lächeln führen."

"Wagen Sie es immerhin," entgegnete sie freundlich. David aber nahm das Lächeln nicht für sich, wie es Aragonard gehabt hatte, er nahm es nur für das Portrait. Es gelang ihm, ein Lächeln auf die Leinwand zu zaubern, das alle Madrigalisten jener Zeit besangen.

Aragonard schaute Buth, nicht sowohl wegen seiner Verabschiedung, als auch wegen der Erfolge seines Nachfolgers. Er brachte Radierpläne, mit denen er selbst der allmächtigen Göttin des Balletts trocken wollte.

Eines Mittags, als er diese in der Probe eines neuen Tanz-Voems wußte, ging er gerade Begegnungen in den "Tempel Terpsichore's". Die Dienerschaft hatte sich die Abwesenheit der Herrin zu Ruhe gemacht und saß behaglich beim Frühstück. David war in den Garten gegangen, um ein wenig zu pausieren. Keinen Menschen fand Aragonard in den ihm wohlbekannten Gängen, und ohne Hinderniß betrat er den Saal, dessen Malereien zu beenden ihm nicht vergönnt gewesen waren. Da stand es auf der Staffelei, das Bild des Angebeteten und lächelte ihn mit dem Zauber einer Grazie an, die ihn fast außer Fassung brachte. Er mußte sich gestehen, daß er in einem Augenblide glücklichster Inspiration nichts Lieblicheres und Koletteres hätte schaffen können. Bei längerer Betrachtung des Bildes glaubte er um den Mund einen kleinen boshaften und spöttischen Zug zu erkennen. Seine Buth steigerte sich auf's Höchste.

David's Palette und Pinsel lagen neben ihm. In wilder Leidenschaft ergriß er dieselben, und mit wenigen Strichen verwandelte er das reizende Lächeln in den Ausdruck einer rohen Buth. Niemals ist ein Kirchenraub in kürzerer Zeit verübt worden. Mit der Wonne einer gelungenen Rache betrachtet Aragonard seine Frevelthät — da hörte er zu seinem Schrecken den Wagen der Tänzerin vorfahren, welche mit zweien ihrer Ameter und der Freundin Sophie Arnould das Entzünden über David's bezauberndes Bild theilen wollte.

Sie trat triumphierend in den Salon. Aragonard hatte eben noch Zeit, sich hinter einer mit einem großen Tuche verhangenen Staffelei zu verstecken.

"Schen Sie, Prinz, seien Sie, wie dieses Portrait —"

Mademoiselle Guimard wurde leichenblau.

"Entzückend, zauberisch, hinreißend," sagte der Prinz Soubise,

der noch gar nicht hingesehen hatte.

"Aber bin ich denn beherrsch?" schrie die Tänzerin wütend.

"Bin ich denn toll? Kann ich denn nicht mehr deutlich sehen?"

"Außerordentlich ähnlich, sehr ähnlich, wahnsichtig, meine Liebe!" sagte Sophie Arnould.

"Aber seien Sie denn nicht? Seien Sie denn gar nichts? O, ich glaube, Sie wären im Stande, den drei Parzen Complimente zu machen! Dieser elende Klotz von Maler hat Alles verdorben! Wer in der ganzen Welt ist jemals so entstellt abgebildet worden?"

"Was soll denn das Alles heißen?" fragte verblüfft der Marquis von Bières.

"Ich begreife es nicht! Noch vor einer Stunde lächelte ich auf dem Bilde mit meinem graziösesten Lächeln, und jetzt — o, es ist abscheulich!"

"Aber, meine Liebe," entgegnete Sophie Arnould, "ich versichere Dich, daß Du in diesem Augenblide dem Portrait da ganz außerordentlich ähnlich siebst. Das ist der selbe Zorn, die selbe Buth! Betrachte Dich doch im Spiegel. Am Ende hat das Portrait die Zauber-Eigenschaft, den Gesichtsausdruck zu wechseln, wie das Original."

"Was dabei besonders amüsant ist," sagte der Marquis, indem er der Tänzerin die Hand hält, "das ist, daß dieses das einzige ähnliche Portrait von Ihnen ist, das ich je gesehen habe. Ist es nicht, als wollte es bestehen vor Zorn? Ich habe mehr als einmal das Vorrecht gehabt, Sie mit diesem Ausdruck Ihres Talentes zu sehen. Spreche mir Niemand mehr von einem Portrait, welches lächelt. Lächeln kann man gegen alle Welt, das Lächeln ist der verbrauchteste Pfeil aus dem Radier-Armer's. Aber sich in seinem Zornen sehen zu lassen, das ist eine Kunst, deren man nur seine Freunde würdig ist! . . ."

Nachdruck verboten.

Kurze Worte.

Plauderei von Paul von Weilen.

Sie schon im Alterthume galt es für die höchste Kunst, in der Beherrschung und Behandlung der Sprache, den Gedanken in der möglichst kürzesten Form und doch verständlich auszudrücken.

In Griechenland waren die Latonier berühmt, die jede Kunst, die bei ihnen vielleicht mehr Naturgabe war, mit Meisterschaft anzutun, und man nennt heute noch jede gedrangte Ausdrucksweise eine "latonische" . . . Auch in unserer Rehorit wird die kurze besonders gerühmt und empfohlen, dennoch geht dieselbe nicht und mehr der heutigen

Generation verloren und man kann wohl sagen, daß wir in einem Zeitalter der Bißwörterei leben, mit der sich häufig leider eine gewisse Gedankenarmuth verbindet. Vielleicht kommt dies von der so unendlich erleichterten Schreibweise, welche uns unser Papier und die leichtflüssige Tinte, der Tintenstift und dazu auch noch die Stenographie bieten.

Als man noch das Wort mit dem Griffel in harter Wachs- oder Metalltafel graben mußte, war es natürlich, daß man vorzamer damit umging und für jeden Gedanken den kürzesten Ausdruck suchte.

Ein gewissem Gegenmittel gegen die Verbreiterung des Ausdrucks bietet unserer Zeit zwar die Telegraphie, in welcher jedes Wort seinen Geldwert hat. Aber leider verfällt man dabei häufig der Unverständlichkeit, sodaß oft der Schaden, den ein zu kurzes, unverständliches Telegramm anrichtet, den Wert der ersparten Worte weit übersteigt.

Eine Übung im Latonismus oder, um modernes Deutsch zu gebrauchen, in der Kurzsprache, wäre daher vielleicht ganz angebracht, und wer eine solche Übung an sich selbst vornehmen will, wird sich gewiß überzeugen, daß gar viele Briefe, die man schreibt, sich, ohne den Inhalt zu verändern, auf fast die Hälfte der Wortzahl reduzieren lassen. Im Alterthume und auch noch später übertrug sich die aus der Schwierigkeit der Schrift erwachende Sparjamkeit mit den Worten auch auf die Rede und die meisten berühmt gewordenen und durch die Geschichte gehenden geschlügelten Worte sind Muster latonischer Ausdrucksweise.

Große Feldherren und Staatsmänner haben durch solche latonischen Worte größere Wirkung erzielt, als durch lange Reden.

Cäsar's stolzes Wort, mit dem er dem Senat die Unterwerfung Galliens anzeigen: "Veni, — vidi, — vici!" (ich kam, — ich sah, — ich siegte!) hat mancherlei Nachahmung gefunden.

Der fromme Johann Sobieski sendete dem Papste die vor Wien erbetteten türkischen Rosschweite mit der demütig bekleideten Variation: "Ich kam, — ich sah, — Gott siegte!" . . .

Turenne meldete seinen Sieg bei Dünkirchen über die Spanier mit den Worten: "Der Feind kam, — er wurde geschlagen, — ich bin verwundet. Gute Nacht."

Suvorow schrieb noch kürzer nach der Einnahme von Praga, welche den polnischen Aufstand beendete, an die Kaiserin Katharina die berühmt gewordenen Worte: "Hurrah! Braga! Suvorow", worauf die Kaiserin, ebenso latonisch, durch denselben Courier die Antwort sendete: "Bravo, Feldmarschall! Katharina."

Napoleon's weltbekanntes Wort an seine Armee in Ägypten: "Bon diejen Pyramiden blicken vier Jahrtausende auf Euch!" hat die Soldaten wohl mehr elektrisiert, als es die wortreichste Rede vermocht hätte, und Friedrich der Große überbot sogar ohne Worte den glänzendsten Redner, als er bei der Huldigung in Breslau nach der Eroberung Schlesiens die Verlegenheit, welche durch das bei jener Ceremonie vergessene Reichsschwert entstand, dadurch beendete, daß er seinen eigenen Degen zog und auf dessen Klinge die schlechtesten Stände den Huldigungs-God schwören ließ.

Der große König war überhaupt ein Meister im latonischen Ausdruck und seine Grundsätze waren gar häufig in wenigen Wörtern und dennoch sehr deutlich und verständlich niedergelegt. Es mag nur an die Worte erinnert werden: "Ein Jeder soll nach seiner Fazit seelig werden", und: "Ich bin ein König der Bettler", welche in ihrer Kürze dem Jahrhunderte die Signatur geben, Preisen groß machten und heute, auf das Deutsche Reich übertragen, in der Weltgeschichte weiterwirken.

Wie vom Erhabenen zum Komischen nur ein Schritt ist, so hat sich denn auch der Latonismus in scherhafter Weise auf das Wirkstamme bewährt.

So schreibt Tallenrand einer ihm verwandten Dame, als ihm der Tod ihres Mannes angezeigt wurde, nur die zwei Worte: "O weh, Madame!" und als er dann, ehe noch ein Jahr vergangen war, von ihrer Absicht, sich wieder zu vermählen, hörte, erhielt sie ein ebenso latonisches Bitter: "Hoho, Madame!"

Eine kurze und drastische Abfertigung gab der geistvolle Herzog von Roquelaure dem Bischof von Lyon. Dieser Prälat begegnete vor den Thoren der Stadt dem Herzog, den er nicht kannte und der sich auf einer eiligen Reise befand, in einer Post-Chaise.

"Heb, heb!" rief der Bischof, der in der Laune sein mochte, ein Gespräch anzufangen und etwas Neues zu hören.

Der Herzog blieb verwundert aus dem Wagen und der Postillon rief.

Der Bischof trat mit hochmuthiger Miene an den Wagen heran und fragte: "Woher kommen Sie, mein Herr?"

"Aus Paris," antwortete der Herzog, erstaunt über dieses eigenhümliche Verhörf auf offener Straße.

"Was war das Neueste in Paris?"

"Greine Erbsen!"

Der Prälat schüttelte den Kopf und fragte weiter:

"Ich meine, was sprach man in Paris, als Sie abreisen?"

"Die Bespergebe!"

Da rief der Bischof zornig:

"Wer sind Sie, mein Herr, — wie heißen Sie?"

"Die Narren rufen mich Heh-heh," antwortete der Herzog, vernünftige Leute nennen mich den Herzog von Roquelaure, Vorräters, Postillon!"

Der hochmuthige Prälat mochte wohl durch diese latonische Abfertigung mehr als durch eine lange Auseinandersetzung in Zukunft abgehalten werden, Reisende auf der Straße anzuhalten und auszufragen.

Auch auf Grabsteinen findet sich manches latonische Wort, vielleicht, — wenn man boshaft sein wollte, — weil man von den Toten nur Gutes sagen soll und darum oft gar wenig zu sagen weiß.

Ein merkwürdiger Leichenstein auf dem Kirchhofe in Amsterdam zeigt ein Paar Pantoffeln und darüber die Inschrift: "Effen unt", was ungefähr heißt: "Genau richtig." — Zur Erklärung dieses originalen Epitaphs erzählt der Fremdenführer folgende Geschichte:

Der unter dem Leichensteine ruhende war ein Anhänger der Cabalistischen Wissenschaft, welcher aus der Constellation eines Planeten bei der Geburtstunde eines Menschen dessen Schicksal glaubte vorher bestimmen zu können. So hatte er sich denn auch die Dauer seines Lebens bis auf den Tag ausgerechnet und im festen Vertrauen auf diese Berechnung sein ganzes Vermögen so eingetellt, daß er genau mit dem Ablauf seiner vorausgesetzten Lebensdauer damit fertig sein müßte. Und in der That traf die Berechnung ein. Er starb an dem vorher bestimmten Tage und im Gefüge des Triumphs über den Sieg seiner Wissenschaft befahl er unmittelbar vor seinem

Tode die latonische Bekündigung seines Sieges auf seinem Grabstein zu lesen. Seine Hinterlassenschaft reichte gerade noch aus, um seine Schulden zu bezahlen und die Kosten des Grabsteins und des Leichensteins zu decken. Den einzigen Überstand bildeten ein Paar Pantoffeln und diese wurden daher mit auf den Grabstein gesmeckt, sei es aus Pietät, sei es aus Bosheit, um zu beweisen, daß er doch nicht ganz genau gerechnet habe.

In Amerika, dem praktischen Lande, in welchem der Grund-ja galt: "Time is money" beginnt man neuerdings mit besonderer Vorliebe den Latonismus zu pflegen. In amerikanischen Blättern werden in dieser Beziehung mancherlei merkwürdige und scherhafte Geschichten erzählt.

Bei einem Diner des Clubs der Presse in Philadelphia sollte der Vorsitzende Morton Mac Michaels die Begrüßungsrede halten. Er erhob sich. Man erwartete einen pathetischen Speech — er sagte aber nur, sich nach allen Seiten verneidend: "Gentlemen eat!" — "Meine Herren, essen Sie!"

Unter lautem Beifall folgte man dieser Aufforderung, die dem Hungrieren gewiß willkommener war, als die schönsten Phrasen.

Bei demselben Diner hatte man einen Toast auf Charles Lamb ausgebracht. Der geistvolle Journalist stand auf, um zu danken. Mit lauter Stimme rief er: "Meine Herren!" — Dann verneigte er sich ringsum mit verbindlicher Artigkeit und leerte sein Glas, ohne ein Wort zu sprechen. Auch ihm ward laut Beifall zu Theil.

Ein bekannter Advokat in Milwaukee reitet zu einem Termine in eine Landstadt. Er kommt an eine Brücke über einen kleinen Fluß, die er zu Pferde nicht passiren kann. Über die Brücke schreitet ein frisches, hübsches Mädchen mit einem Korb voll Butter zu Markt. Der Advokat redet sie an und fragt: "Wie tief ist dieser Fluß, — und was bekommst Du für Deine Butter?"

"Bis zum Knie, — nein Pence," antwortete das Mädchen.

Die schlagfertige Antwort, in der kein Wort zu viel war, imponeert dem latonischen Juristen.

"Solche Antworten lieben ich," sagte er, "und darum liebe ich Dich. Du wirst eine gute Frau werden, — willst Du mich heirathen?"

Das Mädchen sieht ihn an und entgegnet: "Ja."

"Dann steige hinter mich auf mein Pferd, wir wollen nach der Stadt reiten und auf das Standesamt gehen."

Sie kommen nach der Stadt und gehen auf das Standesamt, wo beide bekannt sind.

Der Standesbeamte fragt das Mädchen: "Wollt Ihr ihn?" — "Ja," antwortet sie. — Dann wendet der Beamte sich zum Advokaten: "Wollt Ihr sie?" — "Ja!" — "Verheirathet!" sagt der Standesbeamte und fügt kurz hinzu: "Zwei Dollars."

Die zwei Dollars werden bezahlt. Der Advokat hält seinen Termin ab und reitet mit seiner Frau nach Hause.

Der ganze Roman von der Bekanntheit bis zur Hochzeit hatte sich in kaum dreißig Wörtern abgespielt.

Auch die amerikanischen Zeitungen beginnen in ihren Reporter-Nachrichten in sehr energetischer Weise Worte zu sparen, indem sie namentlich bei Unglücksfällen die erste Ursache und die Schlusswirkung zusammenstellen und die verbindenden Mittelglieder, welche in unseren deutschen Zeitungen oft so weit ausgesponnen werden, dem Leser zur Ergänzung überlassen.

So zum Beispiel:

"Jane Smith zündete gestern ihr Feuer mit Petroleum an. Ihr Feuerzeug findet am nächsten Montag statt."

Hübisch ist ein Latonismus von Emile Augier. Der bekannte Dramatiker war zu einem Diner eingeladen, bei dem zu erscheinen er aber verhindert war. Er schrieb an den Gastgeber wie folgt:

1000 (—mille) — remerciments

1000 regrets

1000 compliments

Et 1000 (—Emile) Augier . . ."

Vielleicht möchte die amerikanische Neigung zum Latonismus auch bei manchem Zweck und bei manchen parlamentarischen Versammlungen in unserem Vaterlande oft recht empfehlenswert erscheinen.

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Zur Zeit.

Der Zutunits-Hujar. Von P. Nauen. Siehe die Abbildung, Seite 169. — Wer will unter die Soldaten ist das Lieblingsglied Karlshaus, seit beim letzten Marsch der Husaren im Dorfe einquartiert gewesen sind, und selbstverständlich will er seit dieser Zeit nichts anderes werden, als Husar. Vater hat zwar gesagt, er sollte erst einmal etwas Tüchtiges lernen, aber Karlchen meint, wenn man als Husar nur zu Pferde sitzen und den Säbel schwingen könne, dann sei schon Alles gut, — mehr braucht man nicht. Vorläufig begnügt er sich freilich damit, statt auf einen Gaul auf seinen dreibeinigen Schemel zu klettern und statt des Säbels eine Gerte zu schwingen, und dazu singt er dann mit seiner fröhlichen Kinderstimme: "Kataata, — wer will unter die Soldaten!" . . .

Sirs Mills.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Meister Lampe. — Für den leidenschaftlichen Jäger ist der Herbst die schönste Zeit im Jahre, weil sie ihm die Wieder-Größnung der Jagd bringt. Leider ist sie es

einige neue Rezepte bringe, welche der Hausfrau Gelegenheit geben, ihrem Kuhmutterzange noch ein neues Vorberblatt einzufügen.

Schon den Griechen und Römern, welche mit heiliger Hand gefestigt, überhaupt rechte Feinschmecker gewesen zu sein scheinen, galt der Hase als ein großer Leckerbissen, trotzdem er den Griechen als Symbol der Fruchtbarkeit und den Römern sogar als das der Unsterblichkeit hätte heilig sein sollen. Und wir geben ihnen Recht, denn unter den Händen einer geschickten Köchin kann der Hase, auf die mannsfache Weise zubereitet, die feinsten Hochgeschmackschäufelchen geben. Nur lasse man ihn nicht, was leider noch oft geschieht, zu alt werden, sondern man halte die goldene Mittelstrafe ein. Muß man den Hasen einige Zeit aufheben, so verfaumme man nicht, nach sorgfältigem Reinigen die Schuhstellen sowie das Innere mit pulverisierter Holzkohle zu bestreuen, welche das Eintreten der Fäulnis wirksam aufhält. Vor dem Waschen oder gar Wässern der Hasen muß gewarnt werden; am besten reinigt man Hasen, wie jegliches Wild und Geflügel, auf folgende, in Frankreich gebräuchliche Weise. Man legt das Wild auf ein Fleischrett und reibt es mit einem saugenden Leinentuch tüchtig ab, das man wiederholt in eine Schüssel mit warmem, oftmals erneuertem Wasser taucht und anringt. Man wird auf diese Art ein sauberes, appetitliches Fleisch erhalten.

Eines der vorzüglichsten Mosaik-Arbeiten: Sechseckiges Kissen.
Hase nach St. Denis, welches zwar der Hausfrau manche Mühe macht, aber ihr hernach auch reiches Lob eintragen wird. Man braucht zu diesem Gerichte zwei Hasen, deren einen man nach bekannter Weise ausbeint, während man von dem zweiten alles köstliche Fleisch abläßt, ausschneidet und mit 250 Gr. Lustipickein wiegt. Zu diesem gehackten Fleisch röhrt man gewiegt, in Butter gedünstete Petersilie, Chalotten und Estragon, fügt das nötige Salz hinzu und bestreicht den ausgebreiteten, ausgebeinten Hasen, nachdem man ihn mit Salz und Pfeffer bestreut hat, fingerdick mit der Fleischmasse. Dann belegt man ihn mit Streifen von gedünsteten Trüffeln, von Pökelzunge, Pistazien und Speck, wiederholt dies noch einmal, um alsdann zuletzt als leichte Schicht den Rest der Fleischfülle überzustreichen. Darauf rollt man den Hasen auf, umbindet ihn, schlägt ihn in eine Serviette ein und legt ihn mit den zerdrückten Knoblauch, Wurzelwerk und Gewürz in eine passende Gasseroße. Hierin übergeht man ihn mit Weißwein und leichter Fleischbrühe, die aus Liebig's Fleisch-Extract leicht zu bereiten ist, und dampft ihn langsam weich. Die Brühe gibt man

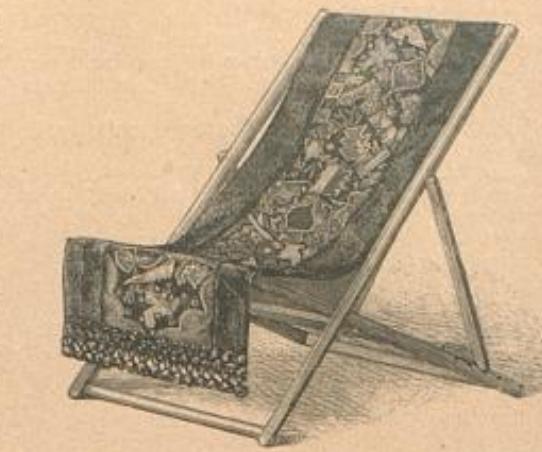
durch ein Sieb, verflöcht sie mit einem braunen Butterzehl zu dicker Sauce und überzieht mit ihr den in Scheiben geschnittenen Hasen. Man ordnet saftlich die Scheiben treppenförmig über einander und verziert den Rand der Schüssel mit kleinen, gerösteten Kartoffeln und sautirten Roientkohlköpfen.

Eine treffliche Gesellschaftsschüssel für ein Abendessen bildet der „Hase in Galleri“. Man häutet und spaltet den Hasen und dampft ihn, nachdem man ihn schnell von allen Seiten in Butter angebraten hat, um das Ausstreichen des Fleischfests zu verhindern, in Bouillon mit Wurzelwerk, einem Glase Weißwein und einigen Löffeln Weintrauf weich. Der Hase wird aus der Brühe genommen, die eine Stunde noch langsam eingekocht und beides bis zum nächsten Tage hingestellt. Dann läßt man sorgfältig das Fleisch vom Hasen, zertheilt es in zierliche Scheiben und legt es abwechselnd mit weichgekochten Kalbmilchwürfeln, Pökelzungenstreifen und kleinen, gedünsteten Champignons, die nicht zerdrückt werden dürfen, in eine Krystallschüssel. Die Brühe klärt man, vermischt sie mit etwa drei Blättern weißer Gelatine und giebt sie über das Fleisch. Man verziert die Schüssel vor dem Auftragen mit Kapern, Sardellen, Gurken, Citronen- und Eierscheiben und giebt noch eine Ravigote- oder Rémoullardenauce dazu.

Zum Schlus sei noch ein „Hasen-Salmi“ empfohlen, welches eine treffliche Leidetwendung bietet. Man dünstet zu diesem Gericht etwa ein Dutzend gepflockte, in Scheiben geschnittenen Champignons in 70 Gr. Butter weich, fügt mehrere gewiegte Chalotten und etwa 30 Gr. Mehl hinzu und verflöcht das Ganze mit der Brühe, die man durch Auslöchen des zerstoßenen Hasengribbes unter Zusatz von einem Stückchen gewiegten, frischen Fleisches erhält, eine Viertelstunde. Dann giebt man die sämige Sauce durch ein Sieb, würzt sie mit einem Glase Weißwein, einem Löffel Kräuteressig, — nach Belieben auch mit etwas Mostrich, und läßt die zerdrückten Überreste eines Hasen darin darin heiß werden. Man fügt zuletzt noch die Champignons wieder hinzug und giebt das Gericht mit kleinen Kartoffelmuscheln zu Tisch. Will man das Salmi statt einer Pastete reichen, so füllt man es in eine Hohlvase von Blätter- oder Butterteig, was jedoch erst kurz vor dem Kürschten geschehen darf. Die Pastete wird in den angegebenen Mengen aber nur für eine kleinere Gesellschaft reichen.

L. Hollé.

Zu Mosaik-Arbeiten hat die sparsame Hausfrau seit langer Zeit jedes, noch so kleine Stückchen Sammet oder farbigen Seidenstoff, Bandrestchen, Goldfaden und Dingen gesammelt und jetzt, wo sie die Arbeit beginnen möchte, steht sie ratlos da, denn Decken und wieder Decken ist die stereotypische Antwort auf ihre Frage um Anwendung der Stoffreste! Diese Schwierigkeit zu lösen erachten sich die kleinen Darstellungen, denen einige Worte nachhelfen sollen. In dem sechseckigen Kissen vereinigen sich je mit einem Brocat-Stern überlegte blaue Atlas-Schöderde mit verschieden geformten Dreiecken in mehreren Tönen Roth und Modefarben. Ein rother Sammetstreifen umgibt die Mosaikfläche, deren äußeren Abschluß eine Goldspitze bildet, welcher die sämliche Rähte deckende Goldschmuck entspricht. Zwei je 15 Cent. breite olivfarbene Kreisstreifen begrenzen einen dunkleren, doppelt so breiten Sammet-



Mosaik-Arbeiten: Triumphstuhl-Decke.

streifen; alle drei ergeben, mit kräftigen Beinen gefüttert, die Bekleidung des Triumphstuhles. Die Mosaiktheile sind hier mehr als Auflagen behandelt, sobald der dunkle Sammetgrund zwischen den vielfarbigen Seidenrestchen mitwirkt, welche in buntem Wechsel und in allerlei Formen sich, von einem Lupferfarbenen Sammet-Quadrat in der Mitte ausgehend, auf der Fläche verteilen. Gold- und Kupfer-Krausgespinnt bildet an vielen Stücken die Umrundung, während andere mittelst Kreuznaht, Vanquellen- oder Kettenstäben befestigt oder genutzt sind, wobei Chenille, Goldfaden, Cordonnet- und Filoselle-Scheibe willkürlich wechseln und nicht wenig dazu beitragen, die Wirkung der bunten Fläche zu reguliren.

E. S.

Briefmappe.

Nachdruck und im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rußbaum-Wäschlichkeit. — Wie behandelt man einen matten Russbaum-Wäschstück, um die Sprühfleide des Seifenwassers zu entfernen?

Abonnentin in Ungarn.

Einlaufen wollener Wäsche. — Wie kann man das Einlaufen wollener Stoffe in der Wäsche verhüten?

Vonise T. in Dresden.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Wohlgerüche aus Pflanzen zu ziehen (104). — Um aus Blüten, Maiblumen, Rosen und anderen duftenden Blumen oder würzigen Kräutern die Wohlgerüche auszuziehen, wende ich schon seit Jahren das folgende einfache Verfahren an. Nachdem ich die eingesammelten Blüthen oder Blätter von allen nicht duftenden Theilen, Stengeln &c. befreit habe, füllt ich sie in breithalsige Flaschen und gieße bestes, gereinigtes Glycerin darüber. Gut verkörpert müssen die Flaschen an einem warmen Orte im Dunkeln stehen bleiben; am besten ist eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 16 bis 20 Grad R. Nach einigen Wochen ist das Glycerin von den betreffenden Wohlgerüchen durchdrungen und kann filtrirt werden. Ich benutze es dann zu den verschiedensten Zwecken. Da werden gelegentlich wohlriechende Wasser angefertigt oder seine Liqueure gebrant, wozu mir das duftende Glycerin, in Weingeist gelöst, ganz unentbehrlich geworden ist, oder ich benutze es auch, mit Sudewasser vermischt, als Zusatz zu führen Speisen und seinem Badwasser.

Treue Abonnentin in Oppeln.

Holzwurm (104). — Es war eine sehr unliebsame Entdeckung, als ich im Frühjahr eines Abends in den Möbeln leises Klopfen, wie das Ticken einer Uhr, vernahm. Ich glaubte zwar nicht, wie mein abergläubisch Mädchens, an eine Untheil verhüllende Todenuhr, aber ich erkannte den verborgenen Feind, der es auf die Vernichtung meiner Möbel abgesehen hatte, und die kleinen gelblichen Häuschen von Holzmehl, die Morgens auf der Tiefe lagen, verrichteten die Amüsierung des Klopfers oder Tropfens. Ich eröffnete sofort einen energischen Kampf gegen die winzigen und doch so verderblichen Insekten. Vor Alem kam es darauf an, ihnen Luft und Ausgang abzuschneiden und sie dadurch zu tödten. Die Möbel wurden umgedreht, so daß die kleinen Bohrlöcher nach oben zu liegen kamen, die ich nun sorgfältig verstopfte. Ich benutzte dazu Tischlerleim, den ich mit einem Pinsel in die Löcher strich; doch kann man auch jeden beliebigen anderen Klebstoff verwenden. Um ganz sicher zu gehen, bediente ich mich noch einer kleinen Spritze mit seiner Dose und spritzte damit mehrfach Leimöl in alle Löcherchen, wohin mein Pinsel etwa nicht gelangte. Bei anderen Möbeln wendete ich Terpentinöl an, wiederholte aber das Bestreichen der nicht polierten Theile so oft, bis das Holz keinen Terpentin mehr aufnahm. Durch die Verharzung des Oels wurden ebenfalls alle Löcher geschlossen. Dieses Verfahren erforderte allerdings viel Mühe und Zeit, doch gelang es mir, den Wurmfraß zu hindern, ohne den Möbeln zu schaden.

Sophie F. in Hamburg.

Welle Pflanzen (105). — Man begieße fränkende Topfpflanzen mit einer schwachen Auslösung von Eisenvitriol und sie werden bald wieder neu treiben und sich beleben. Das Begießen kann alle 3-4 Tage stattfinden. Die zu behandelnden Pflanzen müssen jedoch in den Schatten gestellt werden.

Franz K. W. in B.



Reise in's Puppenland: Das Wachsen der Puppenköpfe. Von Ludwig Dettmann. — Siehe Seite 171.